Die Anfänge des Romans in der Zeitung

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der

Philosophischen Fakultät

der Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

von

Rudolf Hackmann

aus Parchim i. M.

Tag der Promotion: 26. Oktober 1938

Tag der mündlichen Prüfung: 24. Juni 1938

1938

Druck: Triltsch & Huther, Berlin O 17

P 57

Berichterstatter: Professor Dr. Emil Dovifat

Professor Dr. Franz Koch

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 5

1. Teil: Die Anfänge des Romans in der Zeitung 7

2. Teil: Themen und Gestalter

a) Eugène Sue in Deutschland 19

b) Die Kölnische Zeitung 29

c) Karl Gutzkows „Ritter vom Geiste" 44

d) „Hamburger Nachrichten" und Robert Heller 50

Zusammenfassung der Ergebnisse 57

3. Teil: Ein Ausblick auf den modernen Zeitungsroman 60

Tabelle 64

Literaturverzeichnis 65

Anmerkungen 67

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543925_0130

Einleitung

Wenn man von einem Roman „in der Zeitung" redet, so meint man damit jeden Roman, der in der Zeitung erscheint. Es ist hier zunächst nicht die Frage, ob es sich um einen Roman handelt, der für die Zeitung geschrieben wurde, oder ob man einen Buchroman vor sich hat, der entweder als Vorabdruck aufgenommen oder im Anschluß an sein Erscheinen auf dem Büchermarkt nachträglich von der Zeitung herausgebracht wurde, ohne daß der Autor ihn ausdrücklich für diesen Zweck verfaßt hätte.

Die Entwicklung der Zeitung hält Schritt mit der Entwicklung der Masse, und die Entwicklung des Romans in der Zeitung vollzieht sich mit ihr zugleich. Ursprünglich nur dazu vorhanden, Nachrichten oder auch nur bloßes Wissen zu vermitteln, erwächst der Zeitung beim Erwachen einer breiteren Öffentlichkeit die oft schwierigere Aufgabe, eine große Masse nicht nur durch Nachrichten, sondern vor allem durch reichlichen Unterhaltungsstoff in Spannung zu halten. Während man in den begrenzten Schichten des Volkes, von denen die Leserschaft in ihren Anfängen gebildet wurde, zunächst durchaus keinen Wert darauf legte, daß ein Unterhaltungsstoff oder sogar ein Fortsetzungsroman in die Zeitung gelangte, wurde die Masse des Volkes maßgebend, als sie im vorigen Jahrhundert an die Zeitungslektüre herankam. Man hatte der Presse in Deutschland anfangs eine allzu unvolkstümliche, theoriebeschwerte Richtung gegeben, die beim größeren Publikum den Geschmack an Zeitungslektüre zuerst gar nicht aufkommen ließ. Mit der zunehmenden Industrialisierung aber und mit immer reger werdender Anteilnahme am öffentlichen Leben gewann die Zeitung eine Basis, die eben nicht nur durch „Gebildete" dargestellt wurde, sondern auch durch Schichten des Volkes, die sich nach harter Arbeit zu zerstreuen suchten und nach leichterer Lektüre verlangten, als sie „gelehrte Schriften" zu bieten vermochten. Wie mit der Zeit jene Lösung von Handwerk und Boden erfolgte, welche die Bewohner des Landes und der Kleinstadt in die Großstadt zog und das Industrieproletariat wachsen ließ, wie die Großstädte wuchsen, so wuchs auch die Zeitung. Sie löste die Aufgabe, ihr Publikum zu unterhalten, durch die Erweiterung ihres Feuilletons, wobei sie allerdings — besonders, wenn sie zum Typ der sich in den achtziger Jahren entwickelnden Generalanzeiger damaliger Form gehörte — vielfach von

dem Geschmack ihrer Leser abhängig wurde, weil deren Vielzahl ihr das Anzeigengeschäft brachte. Der Einfluß des Inseratenkunden wurde bei diesen Zeitungstypen um so bedeutender, je mehr die Zeitung durch die wirtschaftliche Ausnutzung der Anzeige ihren Erwerbscharakter hervorkehrte, den Bezugspreis senkte und die Kosten des redaktionellen Teils durch die Anzeigeneinnahmen zu decken versuchte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in seinen Anfängen also, ist der Feuilletonroman im allgemeinen von dem Verlangen diktiert, amüsant und nach Möglichkeit sensationell unterhalten zu werden. Zwar ergriff die „Neue Rheinische Zeitung" das Wort zu einer scharfen Kritik der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit — zwar sprach ein Blatt wie die „Kölnische Zeitung" durch seine Romanautoren Schücking und Hackländer von der inneren Zerrissenheit des Reiches und von der Überheblichkeit „bevorrechtigter" Stände — die Aufgabe, mit allen Zeitungen in gemeinsamer Front eine Weltanschauung zu verbreiten, die der nationalen Einheit des Volkes dienen und ihm zu seinem Aufstieg förderlich sein soll, ward nicht gelöst. Dabei zu helfen ist Sache des modernen Zeitungsromans, eines Romans, der so im Gegensatz steht zu seinen Anfängen.

1. Die Anfänge des Romans in der Zeitung

Der erste Roman, der überhaupt jemals von einem Blatt aufgenommen wurde, war Daniel Defoes „Robinson Crusoe", den die „London Post", eine englische Zeitschrift, vom 17. Oktober 1719 bis zum 17. Oktober 1720 herausbrachte. Es handelte sich dabei um einen verfrühten Vorläufer, der kaum Beachtung oder Nachahmung fand. Die Länge der Zeit, die dazu nötig war, um diesen Roman in Fortsetzungen bis zum Ende zu bringen, läßt die Schwierigkeit erkennen, die sich dem Verleger anfangs entgegenstellte, wenn er es wagte, einen so umfangreichen Stoff aufzunehmen. Es geht daraus hervor, daß der Leser, wenn er den Roman, den er nun einmal angefangen hatte, bis zum letzten Kapitel lesen wollte, das Blatt mit allen Fortsetzungen ein ganzes Jahr kaufen mußte. Ein anderer aber, der vielleicht im Laufe des Jahres als neuer Leser hinzukam, konnte nur ein Bruchstück des Romans lesen, wenn man ihm nicht die versäumten Nummern des Blattes vielleicht sogar für ganze elf Monate nachzuliefern bereit war.

Auch der Zeitung gab man in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Unterhaltungsteil, denn man erkannte, daß sie nicht nur dazu vorhanden sei, Nachrichten zu übermitteln, sondern daß sie ihren Lesern über diese Aufgabe hinaus etwas zu bieten habe. Doch beschränkte man sich zunächst auf Unterhaltungs-„proben", die noch nicht an eine bestimmte Stelle gebunden waren. Man fügte Rätsel, Anekdoten in den Text ein, wo es aus räumlichen oder andern Gründen paßte. Die Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften gelangten zu der Auffassung, daß man dem großen Publikum, wenn man es gewinnen wollte, keine umfangreichen Untersuchungen vorsetzen dürfe. Die Notwendigkeit sich kurz zu fassen und durch Belebung des Textes größere Wirkung zu erzielen, begann für die Art der Darstellung den Ausschlag zu geben. So fügte z. B. der Hamburgische Patriot (1724—26), der besonderen Wert auf Wirksamkeit legte, um seine Leser zu unterhalten, Reisebeschreibungen, Briefe, kurze Erzählungen bei. Genau so machte es etwas später die Augsburgische Postzeitung. In Haudes[1]) Berlinischer Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen finden sich derartige Unterhaltungsproben schon 1740. Die Berlinische Privilegierte Zeitung eröffnete zum ersten Mal in der Beilage zu Nr. 8 vom 18. Januar 1748 eine Rubrik „Gelehrte Sachen", die in

Nr. 43 vom 9. April des gleichen Jahres die Überschrift „Von gelehrten Sachen" annahm.

Unter dieser Rubrik las man kurze Nachrichten aus Gelehrtenkreisen, Gedichte wie Gellerts „Freygeist", aber zum allergrößten Teil Bücherbesprechungen. Der gelehrte Artikel erschien anfangs nicht regelmäßig, oft vielmehr mit langen Pausen. Eine Zeitlang verschwand er ganz, und erst seit dem 8. November 1748 wurde er vorübergehend zu einem ständigen Teil der Zeitung, der das Publikum mit den neuen Erscheinungen des deutschen und ausländischen, besonders französischen Büchermarktes bekannt machte.

Nach der Übernahme der Zeitung durch Voss [2]) war es dessen erste selbständige Tat, daß er die Redaktion des gelehrten Artikels Lessing übertrug. Nach einer Pause von mehreren Monaten erschien dann im 21. Stück vom 18. Februar 1751 wieder die Rubrik „Von gelehrten Sachen", nun unter Lessings Leitung. Von da bis zum Schluß des Jahres ist sie in fast jedem Stück der Zeitung enthalten, nimmt zu an Beliebtheit und wird durch Lessing zu literargeschichtlicher Bedeutung gebracht. Im 33. Stück, am 18. März 1751, kündigte die Zeitung an, „daß man in Zukunft weder Mühe noch Kosten sparen werde, diesen Blättern sowohl durch die Neuigkeit als Zuverlässigkeit der mitzuteilenden Nachrichten den Beifall des Publici zu verschaffen. Eine Beilage soll den gelehrten Neuigkeiten gewidmet sein, und zwar denen, welche diejenigen Künste und Wissenschaften betreffen, die bei den meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen".[3]) Diese monatliche Beilage literarischen Inhalts trug den Titel „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Sie erschien vom April bis zum Dezember des Jahres 1751 und sollte, wie der Verlag weiter erklärte, zur Bildung des Geschmacks beitragen. Ihren Inhalt stellten kritische Bemerkungen an Hand von Beispielen aus dichterischen Werken zeitgenössischer Autoren, Fabeln, kurze Geschichten und Gedichte dar.

Wenn sich nun die Vossische Zeitung entschloß, ihr Feuilleton sogar durch schöne Literatur zu erweitern, so brachten doch die Zeitungen des 18. Jahrhunderts im allgemeinen keinen größeren Stoff zur bloßen Unterhaltung, denn die Unterhaltung war nicht Ursprungszweck der Zeitung. Alleinige Leser der Zeitung blieben gelehrte oder „gebildete" Schichten des Volkes. Diese hatten noch kein Verlangen nach leichter literarischer Unterhaltung oder suchten es mindestens nicht aus der Zeitung zu befriedigen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber geschah eine Wandlung. Die Zeitungen mußten sich umstellen, denn neben Politiker und Gelehrte, die bis dahin den größten Teil ihrer Leserschaft gebildet hatten, trat immer mehr das kleine Bürgertum,

dessen Interessen man schließlich berücksichtigen mußte. Seinen Bedürfnissen entsprechend wurde das Feuilleton ausgebaut, und obgleich die Zensur, die jede publizistische Freiheit eng begrenzte, ihm immer wieder Hemmnisse in den Weg legte, begann man damit, den Lesern unabhängig von Tatsachen auch Unterhaltungsstoffe größeren Umfanges zu bieten. Man tat damit einen Schritt, der das Verhältnis der Presse zu den Lesern mit einem Schlage änderte. Indem man der Unterhaltung einen Platz neben und häufig sogar über der Belehrung einräumte, suchte man die Abwechslungs- und Zerstreuungssucht des Publikums in weitem Maße zu befriedigen.

Seit 1809 wurden in München Bruchstücke aus Romanen oder „Extrakte" gedruckt. So brachten die Münchner Miscellen ein Bruchstück aus der „Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Fläz" von Jean Paul. 1811 erschien an dieser Stelle ein Auszug aus W. Zschokkes „Die Bohne", 1814 eine Probe aus dem Roman „Die Ferienliebe" von Norus unter dem Titel „Die Wallfahrt". 1829 brachte das Münchner Konversationsblatt ein Kapitel aus Scotts „Anna von Geyerstein" mit dem Titel „Die Legende vom Donnerhügel". 1830 erschien ein Auszug aus Coopers „Die Wasserhexe" unter der Bezeichnung „Der Schiffsbrand".

Die Zeitungen, denen die Zensur den Nachrichtenteil stark beschnitt und einen Meinungsteil fast unmöglich machte, suchten sich durch die Ausgestaltung des Unterhaltungsteils zu helfen. Sie bemühten sich einerseits darum, rein räumlich einen Ersatz zu bieten, andererseits aber auch, im leichten Plauderton, dem Eingriff der Zensur schwer erreichbar, eine eigene Meinung zu den Eeignissen des Tages zu geben. Otto Groth sagt darüber[4]):

> „Die Zeitungen suchten die Zensur mit Finten und Schlichen hinters Licht zu führen und zu verhöhnen. Durch das Feuilleton wurde politische Ware eingeschmuggelt, durch eine raffinierte, scheinbar loyale Schreibweise suchte man die Zensur zu täuschen. Vor allem aber wurde die relative Freiheit, die in ausländischen Dingen gelassen wurde, dazu benutzt, versteckte Beziehungen und Hinweise auf die heimischen Verhältnisse zu bringen."

Die Jahrzehnte der Reaktion in Deutschland waren auch die Geburtszeit des deutschen Feuilletons im engeren Sinne. Wenn man allerdings dazu überging, statt der nur zwei oder drei Fortsetzungen bildenden Geschichten auch längere Erzählungen zu bringen, die zunächst eine nicht regelmäßige Beilage darstellten, so tat man es immer noch unter Bedenken. Nur, man sagte sich eben, daß man auch der weiblichen Leserschaft, die für politische Dinge zu geringes Interesse habe, Zugeständnisse machen müsse. Um ihren Geschmack zu befriedigen, nahmen die Herausgeber außer politischen Dingen unter einem Strich Unterhaltendes und Zerstreuendes, kurze Erzählungen,

selbst Romane in Bruchstücken auf. Dergleichen gehörte allerdings, wie sie ursprünglich meinten, gar nicht in die Zeitung, war für sie Ballast, mußte indessen der Verhältnisse wegen gebracht werden. Gezahlt wurde dafür von den Zeitungsbesitzern zunächst noch wenig, aber die Lage besserte sich, sobald man sah, daß der Roman Erfolg hatte, und sobald die Blätter infolgedessen mit einander wetteiferten, Romane von gern gelesenen, viel genannten Autoren herauszubringen. Der Bedarf unterhaltender Blätter steigerte die Nachfrage, und die Folge war ein Steigen der Preise. Der eigentliche Endzweck der Zeitung allerdings war vorläufig immer noch, durch Nachrichten öffentlichen Interesses dem Publikum zu dienen, und die Unterhaltung blieb nur „Gast der Zeitung".

In Frankreich hatte Véron (1798—1867), der Gründer der „Revue de Paris", im Jahre 1829 angefangen, romanartige Stoffe in Fortsetzungen zu veröffentlichen. Das „Journal des Débats" begann 1830 mit dem Abdruck einiger kleinerer Erzählungen von Soulié und ging später (vergl. S. 11) zu Romanen über.

Das tägliche Romanfeuilleton führte am 1. Juli 1836 Emile de Girardin[5]) in seinem 1836 gegründeten Massenblatt „La Presse" ein. Von diesem Augenblick an wuchs dem Zeitungsroman der Erfolg zu. Die Verbreitung der in Massen druckbaren Zeitungsblätter erfuhr durch die Einführung des größeren Unterhaltungsstoffes eine starke Belebung. Seine Wirkung war sogar so groß, daß die Buchhändler ihre Preise für gebundene Bücher zum Teil um mehr als die Hälfte herabsetzen mußten. Dagegen wuchsen die Auflageziffern der „Presse" täglich. Girardins Gründe zu seinem revolutionären Schritt waren folgende:

Einerseits wollte er eine billige Zeitung liefern, andererseits aber aus Anzeigen- und Reklameteil einen möglichst hohen Gewinn herausholen. Das konnte er nur, wenn er seine Zeitung den Kreisen zugänglich machte, denen sie bis dahin zu teuer gewesen war. Während die Zeitung früher 80 Franken jährlich gekostet hatte, lieferte er die „Presse" für 40 Franken oder 10 Centimes pro Nummer. Die große Masse, die bis dahin Zeitungen nur unregelmäßig gelesen hatte, wäre durch politische Artikel nicht zu fesseln gewesen. Deswegen bot Girardin ein interessantes Feuilleton. Das war ein neuer, eigenartiger Reiz, der um so wirksamer war, als bis dahin Romane in Buchform ebenfalls zu teuer waren, sodaß sie meistens nur in „Lesekabinetten" gehalten wurden. Nun aber konnte auch der einfache Mann sich täglich seine Romanfortsetzung kaufen, und er bekam außerdem noch eine Menge anderen Lesestoffes dazu. Die Vorstellung, täglich ein paar Romanspalten lesen zu können, übte eine starke Anziehungskraft aus. „Die Leute waren wunderlich genug, sich Romane lieber bogenweise in Zeit-

abständen zukommen zu lassen als sie in ganzen Bänden aus der Leihbibliothek zu holen." [6]) Das kam vielleicht daher, daß der Leser bei der Lektüre eines Zeitungsromans als eines Teiles der Zeitung, die doch jüngstes Gegenwartsgeschehen bringt, den Eindruck größerer Wirklichkeitsnähe gewinnt als beim Buchroman. Außerdem zeichnete sich der Zeitungsroman vor dem Buchroman dadurch aus, daß er leichter zugänglich war. Er kam ohne jede Mehrausgabe täglich ins Haus, während man das Buch, wenn es einem in der Leihbibliothek zur Verfügung stand, erst holen und besonders dafür bezahlen mußte. Psychologisch verständlich ist es wohl auch, daß man eher dazu kommt, täglich die kurze Forsetzung des Zeitungsromans zu lesen als sich die Muße für ein ganzes Buch zu nehmen, dessen Lektüre man, wenn man einmal dabei ist, oft nur unwillig um einer anderen, wichtigeren Tätigkeit willen unterbricht. Beim Zeitungsroman dagegen ist ja das Weiterlesen am Schluß der Fortsetzung ohnedies ausgeschlossen, eine Unterbrechung der Lektüre, die man für den Augenblick oft wohl als bedauerlich, aber eben doch als unabänderlich empfindet, um mit desto größerer Spannung der nächsten Fortsetzung entgegenzusehen. Der Erfolg des Romans in Frankreich war so bedeutend, daß Girardins Zeitung schon in wenigen Monaten 20 000 und nach wenigen Jahren 38 000 Abonnenten zählte, eine Zahl, die man bis dahin in der Presse gar nicht gekannt hatte.

Am Roman erkannte man zuerst, was Anziehungskraft bedeutete, und welcher Erweiterung der bis dahin geltende Wirkungskreis der Zeitung fähig war. Das Leben der großen Welt, die Gesellschaft, die Welt der Stände ergriffen Besitz von der Phantasie des Zeitungslesers oder vielmehr umgekehrt: seine Phantasie ergriff Besitz von dem Reich, in dem er lebte, ohne es in allen seinen Einzelheiten zu kennen. Große Nachfrage hatte sofort ein großes Angebot an Beiträgen zur Folge. Die klassischen Romanlieferanten tauchten auf und hatten ihr goldenes Zeitalter. Dumas, Sue und manche andere wurden so sehr mit Aufträgen bestürmt, daß sie ihnen ihre Technik anpaßten. Sie schrieben ihre Romane nicht erst und gaben sie dann an die Zeitungen, vielmehr versprachen sie den Zeitungen ihren Beitrag und verfaßten das Manuskript erst dann. Aber sie gingen noch weiter: sie nahmen das dritte Kapitel in Arbeit, während das zweite schon erschien. Als Eugène Sue in Girardins „Presse" bewies, daß er mit seinem Feuilletonroman „Mathilde, ou Mémoires d'une jeune Femme" (6 Bde. 1841) ganz Paris in fieberhafter Spannung zu halten vermochte, führte auch das „Journal des Débats" im Jahre 1842 ein tägliches Romanfeuilleton ein und gewann mit den „Mystères de Paris" von Eugène Sue zahlreiche neue Abonnenten.

Die Hintertreppenromantik der „Mystères de Paris" rief eine Flut von Nachahmungen hervor. In Buchausgaben erschienen „Geheimnisse" von London, Rom und von Berlin wie auch von Hamburg, Königsberg, Wien und Prag[7]). Tony Kellen[8]) schreibt dazu:

> „Sobald im Journal des Débats einige Fortsetzungen des Romans „Les Mystères de Paris" gedruckt waren, begann in Deutschland das Übersetzungsfieber . . . Groß waren die Angst, die Verzweiflung, wenn die Post einmal die fällige Nummer der Débats schuldig blieb, während die Abonnenten heißhungrig auf die Fortsetzung des Schauerromans warteten."

Ein Erfolg wie dieser ermutigte andere Zeitungen. 1844 brachte als erste auf deutschem Boden die von Brockhaus herausgegebene „Allgemeine Zeitung" in Leipzig eine Übersetzung des Ewigen Juden von Eugène Sue (vgl. Kap. 2a), der mit so riesigem Erfolg im „Constitutionnel" zu Paris erschienen war, daß dessen Auflageziffer von 4000 auf 25 000 stieg. Ihr Versuch fand Anklang. „Der ewige Jude" wurde von Nummer zu Nummer nachgedruckt.

Wie groß die Anteilnahme des lesenden Publikums war, ersieht man daraus, daß es geschäftstüchtige Leute genug gab, die jenes Interesse des Publikums für ihre Zwecke ausbeuteten. Nach dem „weißen Falken", der im Anfang der Geschichte vorkommt, tauften deutsche Wirte ihr Haus, nach den beiden Heldinnen benannten Putzmacherinnen ihre Hüte. Hätte es einen „Film" gegeben, das Bild der Darsteller hätte in keiner Autogrammsammlung schwärmerischer junger Mädchen gefehlt.

Das Verdienst, den ersten Roman eines deutschen Autors in die Zeitung gebracht zu haben, sprach man bisher allgemein der Kölnischen Zeitung zu. Diese Tatsache mag sich aus der großen Bedeutung und dem Einfluß des Blattes auf das deutsche Zeitungswesen im allgemeinen erklären — eine Bedeutung, die auch in dieser Arbeit Anlaß dazu gibt, die Kölnische Zeitung in einem besonderen Kapitel zu behandeln — doch kommt das Verdienst ihr nicht zu.

Die „Neue Rheinische Zeitung" (Hauptschriftleiter Karl Marx) vielmehr war es, die im Jahre 1848 mit einem Roman anfing. Sie brachte unter dem Titel „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski" von Nr. 69 am 8. August 1848 bis Nr. 201 am 21. Januar 1849 einen Roman ihres später als anarchistischer Agitator verkommenen Schriftleiters Georg Weerth heraus. Das ist der erste Roman eines deutschen Autors in der Zeitung und gleichzeitig der erste Zeitungsroman mit politisch stark betonter Tendenz.

Der Roman brachte in einzelnen, aber zusammenhängenden Abenteuern mit deutlicher Beziehung auf Zeitgenossen eine

ätzende Kritik der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit, war ganz im Sinne der klassenkämpferischen Neuen Rheinischen Zeitung gegen jede Autorität gerichtet und bot bereits ein Beispiel marxistischen Geistes. Schnapphahnski ist ein leichtsinniger junger Pole, der sich dank seiner Frechheit durch die Gesellschaft halb Europas hindurchschwindelt, wobei ihm sein angenehmes Äußere und die Dummheit der Gesellschaft von Nutzen sind. Zugespitzt ist der Roman auf die Behauptung, daß der reaktionäre Politiker seine „Ausbildung" in den Salons der dünkelhaften und verlogenen „Standeskreise" genieße. Aus Mangel an anderen „passenden" Berufen oder aus Eitelkeit wird der „Junker" eben Politiker, denn „die Krautjunkerei pure et simple, die der Ritter (gemeint ist Schnapphahnski) bisher trieb, konnte der angebeteten Dame wenig gefallen. Sie war geistreich genug zu begreifen, daß die kompakte hausbackene Liebe erst dann ihren rechten Reiz erhält, wenn sie mit einigen „strong emotions" des öffentlichen Lebens Hand in Hand geht."[9]) Die Verlogenheit des Ritters, der mit Liebesabenteuern prahlt, die er gar nicht erlebt hat, entspricht der sittlichen Verderbtheit der Gesellschaft, in der er verkehrt. „Alles liegt", sagt der Verfasser, indem er sich direkt an seine Leser wendet, „an der schlechten Bauart unserer schlechten Gesellschaft. Es ist Zeit, daß Ihr die Mauern einrennt und die Bretterwände zerschlagt und die Vorhänge zerreißt!"[10])

Der Cottbuser Anzeiger war es nun, der nach der Neuen Rheinischen Zeitung als zweites Blatt zum ersten Mal im Frühjahr 1849 einen vollständigen deutschen und zwar kurzen historischen Roman, „Die Prophezeiung" von Schubar, herausbrachte. Der Roman behandelt das Schicksal der Katharina Howard, die nach Anna Boleyns Enthauptung Gemahlin Heinrichs VIII. wurde. — Katharina ist von einem Eremiten prophezeit worden, daß sie am dreißigsten Tage nach ihrer Hochzeit sterben werde. Durch das Ränkespiel Lord Derbys, der sich am König für Anna Boleyns Tod rächen will, wird Katharina in den Verdacht der Untreue gebracht. Der König läßt sie vor Gericht stellen und ebenfalls enthaupten. Lord Derby flieht nach Frankreich, nachdem er dem König in einem Schreiben Katharinas Unschuld nachgewiesen und sein eigenes Ränkespiel aufgedeckt hat.

Die Kölnische Zeitung kommt 1850 mit einer romanartigen längeren Erzählung „Namenlose Geschichten" von Hackländer (vgl. Kap. 2b) erfolgreich heraus, ohne allerdings den Titel „Roman" für diesen Stoff anzuwenden. Erst die auf die „Namenlosen Geschichten" folgende Arbeit von Levin Schücking (vgl. Kap. 2b) aus dem gleichen Jahre mit dem Titel „Der Bauernfürst" wird offiziell als Roman

gekennzeichnet. Andere Arbeiten von Schücking und dem als Kriminalschriftsteller bekannten Theodor Mügge[11]), Heyse (Andrea Delphin 1860) und Gerstäcker[12]) folgten.

Schücking erkannte, daß bei der allgemein herrschenden Übersetzungsmanie und Nachahmungssucht die deutschen Autoren zu kurz kamen, wandte sich ihnen zu und wählte als Schriftleiter der Kölnischen Zeitung im übrigen solche Romane, die der Neigung der Zeit für das Wunderbare und Exotische entgegenkamen, die aber das sittliche Empfinden nicht verletzten, wie es z. B. in den Romanen von Sue (vergl. Kap. 2a) vielfach der Fall war.

Im Jahre 1850 meldete sich auch die Brockhaussche „Deutsche Allgemeine Zeitung" in Leipzig wieder zu Wort, die Gutzkows großen Zeitroman „Die Ritter vom Geiste" in ihrem literarisch-artistischen Beiblatt veröffentlichte (vergl. Kap. 2c).

1851 druckten die Hamburger Nachrichten (vergl. Kap. 2d) Arbeiten namens „Am Rhein" und „Doretta" von Robert Heller[13]). 1852 folgt ein Fortsetzungsroman im Wiesbadener Tageblatt. Die Zeitung für Nord-Deutschland (Hannoverscher Kurier) eröffnet mit „Onkel Toms Hütte". 1860 liest man in der Sangerhauser Zeitung: „Der Alte vom Berge".

Einen durchschlagenden Romanerfolg erzielte 1861 Friedrich Spielhagen[14]). Er hatte seine Novelle „Clara Vere" drucken lassen und den Schriftleiter Ehrenreich von der Zeitung für Norddeutschland dadurch zu der Aufforderung veranlaßt, für seine Zeitung zu schreiben. Spielhagen schickte seine Novelle „Auf der Düne", die 1857 erschien. Ihr Erfolg und Ehrenreichs verständige Kritik ermutigten den Dichter zu seinem Roman „Problematische Naturen" (1861), mit dessen Erscheinen es zu einem Erfolg für Spielhagen kam, wie ihn auf französischer Seite etwa Sue mit seinen „Geheimnissen" gehabt hatte, zu einem Erfolg für alle Beteiligten, also auch für die Zeitung.

Der Erfolg dieses Romans in bürgerlichen Kreisen in den Jahren nach 1848 erklärt sich vielleicht schon aus der Tatsache allein, daß in ihm Klassengegensätze bis zu einem gewissen Grade überbrückt scheinen, daß es Herren vom Adel gibt, die keinen Anstoß daran nehmen, mit einem „Bürgerlichen" auf gleicher Stufe gesellschaftlich zu verkehren, daß der bürgerliche „Doktor" dem Herren vom Adel gegenüber angenehm auffällt, ihm sogar überlegen scheint.

Sein Roman „Problematische Naturen" machte Spielhagen mit einem Schlage berühmt, weil er, aus eigenen Erlebnissen heraus geschrieben, die Zeit im Kern trifft. In Oswald Stein, dem Helden des Romans, spiegelt nicht nur Spielhagen sich

selbst als Hauslehrer in Pommern, vielmehr finden sich bei seinem Verkehr mit den „Landjunkern" Gelegenheiten genug, das in diesen Jahren gerade so viel besprochene Problem der Standesunterschiede zu erörtern.

So heißt es in der ersten Abteilung des ersten Bandes auf S. 15 bzw. 65:

> „Sie, der Sie mir selber sagten, daß Sie ein Buch über den Adel und gegen den Adel geschrieben haben, das leider in Deutschland, für das es berechnet ist, nirgendwo gedruckt werden kann — Sie raten mir, in das Lager unserer Erbfeinde zu gehen?"
> „. . . überdies habe ich neuerdings nur zu trübe Erfahrungen darüber gemacht, wie sehr der Besitz in den Händen des Plebejers Eitelkeit, Hoffart und weltlichen Sinn hervorruft und begünstigt."

Es ist ein Zug spottender Ironie, wenn der Dichter seinen Helden Oswald Stein, der von Haß gegen den Adel erfüllt ist, am Schluß zum Sohn eines Barons macht, und wenn er andererseits einen Fürsten zum Proletariersprößling stempelt — die Anschauung vom „blauen Blut" wird dadurch in eine bitter satirische Beleuchtung gerückt. Mit allen Romandichtern seiner Zeit teilt Spielhagen den Stolz bürgerlicher Tüchtigkeit und die Abneigung gegen den Adel. Alle Menschen sind nach seiner Anschauung mit gleichen Rechten und demnach mit gleichen Pflichten ausgestattet. Die Tüchtigkeit allein entscheidet.

Geschrieben hat Spielhagen immer nur das, was er selbst anschauend erlebt, innerlich durchlitten und in sich, lebend und leidend, bis zum letzten verarbeitet hatte. Sein Zeitgenosse Freytag, kühler als er, wählte für alles, was er dichtete, die Maske des Unpersönlichen. Spielhagen gab sich selbst, und wie er selbst traten alle seine Figuren auf im Kampf gegen das Gemeine, ob sie nun Sieger blieben oder kapitulierten. Sein Idealismus ward nicht müde, an das Bessere zu glauben. In seinen ethischen und sozialen Forderungen für ein schöneres Deutschland, die sich erst jetzt erfüllt haben, scheint er prophetisch. Über Jahrzehnte hin hat Spielhagen in seinen Romanen den Geist der Zeit eingefangen und beherrscht. Auch heute noch sind sie kulturgeschichtliche Dokumente, die Menschen und Zustände in den Irrungen und Wirrungen der Konfliktzeit und des Kulturkampfes treffsicher schildern. —

Als nächste Zeitung bringt im Jahre 1863 die „Preußisch-Litauische Zeitung" einen Roman in 65 Fortsetzungen unter dem Namen „Das kleine Haus in Allington".

In der Konstanzer Zeitung bringt man „Julie, frei nach dem Französischen" und in der Frankfurter Zeitung am 16. Juni 64 den Übersetzungsroman „Sidney Cecil" von H. Kingsley. Seit diesem Jahre veröffentlicht auch die Breslauer Zeitung Romane in laufenden Fortsetzungen. Sie beginnt mit „Der Stadtschreiber von Liegnitz" von Ludwig Habicht.

1865 erscheint im Siegener Intelligenzblatt (Siegener Zeitung) „Des Herzens Stimme" von Th. König.

1868 führt das Solinger Tageblatt den Roman ein: „Santa Anna" vom Grafen Grabowiecki. Ebenso das Liegnitzer Stadtblatt, das schon vorher eine Reihe längerer Erzählungen wie (1864) Cheerwoods „Russische Verschwörung" und Theodor Königs „Ein amerikanischer Polizeispion" herausgebracht hatte.

1869 druckt die Osnabrücker Zeitung die „Seemannsbraut" von M. Rosen, die Ostpreußische Zeitung kommt mit „Pique Dame".

1870 veröffentlicht die Oderzeitung die „Sternkönigin" von H. R.

Die Spenersche Zeitung, die als erstes Berliner Blatt im Jahre 1872[15]) einen Roman brachte, hat mit der Veröffentlichung von Heyses Roman „Kinder der Welt" Schiffbruch erlitten. In der Darstellung ihrer Geschichte durch Widdecke[16]) findet sich darüber Folgendes:

> „Die Leitung hatte bei dem Druck der „Kinder der Welt" die Rechnung ohne den Wirt d. h. ohne Rücksicht auf das Publikum gemacht, das sich zumeist aus den ehrbarsten Kreisen märkischer Pfarrersfamilien zusammensetzte. Großer Unwille über den zügellosen Roman ging durch die Leserschaft. Bestellungen wurden zeitweilig gekündigt. Mommsen meinte, man könne die Zeitung auf dem Familientisch nicht dulden, denn ein Roman wie die „Kinder der Welt" dürfe von anständigen jungen Mädchen nicht gelesen werden.
>
> So ging denn die Spenersche Zeitung an diesem Roman zugrunde. Daß aber ein politisches Blatt an einem Kunstwerk, einer Dichtung eines Lieblingsschriftstellers eines großen, gebildeten Volkes zugrundeging, ist doch wohl in kulturgeschichtlicher wie volkspsychologischer Beziehung sehr bemerkenswert."

Es war aber durchaus verständlich, daß der Grundzug, den der halbjüdische Verfasser in seinem Roman brachte, die Forderung eines zügellosen Auslebens nämlich, bei breiteren Teilen der Leserschaft entschiedenen Widerspruch wachrufen mußte, nicht nur bei den hier gerade betroffenen Kreisen der Kirche und der Geistlichkeit. Ein „Geistlicher" wie der im Roman dargestellte Lorinser, der bei jeder Gelegenheit sein merkwürdig verschleiertes und dann wieder zur Schau getragenes Triebleben offenbart, ein junges Mädchen, das aus Hysterie ins Wasser geht, das waren keine Helden eines Romans für die Leser der Spenerschen Zeitung. Die Redaktion handelte also mit der Veröffentlichung des Romans „Kinder der Welt" völlig instinktlos. Sie besaß offenbar weder Überblick noch Verständnis für das, was einer im Kern gesunden Leserschaft geboten werden konnte.

Als eine der letzten großen Zeitungen richtete die Magdeburgische Zeitung am 1. Januar 1873 einen Unter-

haltungsteil unter dem Strich ein. Eröffnet wurde dieser Teil mit der Spielhagenschen Novelle „Ultimo".

Die schon im Jahre 1741 von Korn gegründete Schlesische Zeitung, in deren Rahmen Friedrich der Große die Feldzugsberichte seiner schlesischen Kriege erscheinen ließ, begann zu Anfang Januar des Jahres 1881 mit dem Abdruck der Novelle „Franceska von Rimini" von Ernst von Wildenbruch, kam aber erst am 24. März 1881 mit ihrem ersten Roman und zwar einem Werk von Leon Alexandrowitsch (Graf Pfeil) unter dem Titel: „Aus bewegten Zeiten. Roman aus dem letzten türkisch-russischen Kriege". Sie betont, daß sie, entsprechend ihrer Gesamthaltung, auf wertvolle Romane größtes Gewicht lege.

Immer mehr zeigt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Entwicklung zur Volkspresse. In den siebziger Jahren begann man, die im Zeitungswesen liegenden wirtschaftlichen Möglichkeiten klarer zu sehen. Man fand, daß sich das Anzeigenwesen zum eigentlichen wirtschaftlichen Rückgrat der Zeitung hätte entwickeln können. Aber es fehlte der Absatz im Großen, die Zeitung war noch kein Massenverbrauchsartikel. Durchbildung und Anpassung der Massenpresse an deutsche Verhältnisse ist nach Dovifat[17]) neben Hermann Minjon (1874 Frankfurter Journal) in Frankfurt am Main und Josef La Ruelle[18]) in Aachen vor allem August Scherl (1849 bis 1921) zuzuschreiben, der im Jahre 1883 den Berliner Lokalanzeiger gründete, dessen erste vier Nummern mit der Auflage von 200 000 entsprechend dem Grundsatz „Billigster Preis, weitester Leserkreis" kostenlos verteilt wurden.

Einer besonderen Berücksichtigung erfreute sich in dieser neuen Schöpfung auch der Roman. Hier kannte August Scherl den Geschmack der Masse aus seiner Kolportagepraxis, in der er durch Vertrieb des Romans „Pistole und Feder" schon einmal ein Vermögen verdient hatte. Die Auswahl der Romane — denen man bald zwei volle Seiten widmete — wurde entsprechend getroffen. Der Reihe nach erschienen Romane mit folgenden Titeln: „Im Irrenhause", „Das Kreuz im Walde", „Ein Vampyr", „Der Falschmünzer".

Vom Tage der Gründung an bringt der Lokalanzeiger 1883 eine Beilage mit dem Roman „Im Irrenhause" von E. A. König heraus. Der Roman schildert, wie ein gesunder Mensch mit Hilfe des „tückischen" Arztes und seines ebenso hinterhältigen Dieners von Erbschleichern ins Irrenhaus gesperrt wird. Der mit allen guten Eigenschaften gesegnete Sohn muß kommen, um wiedergutzumachen (wie es in vielen ausgesprochen sentimentalen Romanen dieser Zeit zu geschehen pflegt). Ein Erfolg dieses Romans konnte nicht ausbleiben, denn der geschäfts-

tüchtige Gründer der Zeitung kannte sein Publikum viel zu gut, als daß er ihm einen Stoff geboten hätte, der seine Wirkung verfehlte. Gleichzeitig erschien übrigens ein Kriminalroman in denselben Nummern der Zeitung.

„Das Kreuz im Walde", ein Roman von Aug. Schrader, erschien vom 23. 3. 84 bis zum 17. 8. 84 und wurde folgendermaßen angekündigt:

> „Das Kreuz im Walde" betitelt sich der ganz außergewöhnlich spannende Roman, mit dessen Veröffentlichung wir bereits in der nächsten Nummer unseres Blattes beginnen. Wir weisen auf den Roman mit dem Bemerken hin, daß derselbe bei der überaus fesselnden Handlung voll ergreifender Szenen, der prächtigen Charakteristik der handelnden Personen und der populären Schreibweise als das Meisterwerk des allgemein bekannten und beliebten Autors bezeichnet werden darf und sicher den ungeteiltesten Beifall unserer Leser finden und uns gewiß zahlreiche neue Freunde gewinnen wird."

Einer der folgenden Romane des Berliner Lokalanzeigers war denn auch die schon erwähnte Arbeit „Pistole und Feder" von E. A. König[19]). Sie fand derartig großen Widerhall, daß es noch heute alte Leute gibt, die beim Verlag anfragen, ob man diesen Roman wohl noch bekommen könne. —

Zu den berühmtesten und fruchtbarsten Autoren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörte der Schriftleiter der Kreuzzeitung, Hermann Goedsche, der, wie alle aus der Nachfolge Walter Scotts, seine Romane unter einem englisch klingenden Pseudonym (Sir John Retcliffe) verfaßte. Zahlreiche Werke verbreiteten seinen Ruf, bis er sich in jüdischen Kreisen mit seinem Roman „Biarritz"[20]) erbitterte Feinde schuf, die dazu beitrugen, daß sein Name von nun an nur noch mit Schauerromanen in Verbindung gebracht wurde[21]). 1849 bei Gelegenheit eines revolutionären Prozesses kompromittiert, trat Hermann Goedsche aus der Schriftleitung der Kreuzzeitung aus, war aber an der Gestaltung ihres Feuilletons weiterhin führend beteiligt. Eine Veröffentlichung seiner Werke an dieser Stelle erlaubte die Natur der Kreuzzeitung nicht. Die Leserschaft des Blattes setzte sich zum größten Teil aus den sogenannten Standeskreisen zusammen, und Goedsches Romane waren gelegentlicher Angriffe auf eben jene Kreise und ihrer zahlreichen Greuelszenen wegen für das Publikum der Kreuzzeitung nicht geeignet.

So bringt also die Kreuzzeitung, deren „Berliner Zuschauer" Goedsche zunächst redigierte, bis zum Jahre 1884 überhaupt keinen Roman. Erst in diesem Jahre beginnt sie mit dem Roman „Jenseits der Grenze" von Adelheid von Rotenburg geb. von Zastrow (Verfasserin von „Die Nähterin von Stettin", „Verlorenes Garn" usw.). Der Roman beginnt mit folgender Strophe Eichendorffs:

„Aus der Heimat, hinter den Blitzen rot
da kommen die Wolken her.
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
es kennt mich dort keiner mehr!"

und behandelt das Motiv des einsamen Sohnes, der als „müder Wandersmann" aus der Fremde heimkehrt, am Grabe seiner Eltern steht und gutmachen will, was der hartherzige Vater verfehlte.

„Talmi" von Hanns von Zobeltitz (H. v. Spielberg) war der erste Roman des Schwäbischen Merkur. Er erschien in der Nummer 148 vom 29. Juni 1898.

Es hält also, wenn man die Entwicklung des Unterhaltungsteiles der Zeitung überblickt, der Roman erst spät seinen Einzug. Ein Vierteljahrtausend mußte seit dem Erscheinen der ersten deutschen, der Augsburger und Straßburger Zeitungen verstreichen, bevor die Neue Rheinische Zeitung im Jahre 1848 den entscheidenden Schritt tat, der Zeitung jene Erweiterung ihres Stoffes einzuräumen, auf die — von wenigen Ausnahmen wie die „B. Z. am Mittag", das „12 Uhr Blatt", die „Deutsche Bergwerkszeitung" abgesehen — keine Zeitung heute verzichtet.

2a. Eugène Sue in Deutschland

Nach allgemeiner Auffassung und nach der ungünstigen Wirkung, die sie in Deutschland gehabt haben, gilt es als ausgemacht, daß Romane von Eugène Sue[22]) einer ernsthaften Kritik gar nicht würdig sind. Man wirft dem Verfasser vor, er habe die niedrigsten Instinkte der Masse wachgerufen, die Girardin[23]) als Leser seines Blattes herbeizuziehen verstand. Er selbst macht immer wieder Anspruch darauf, als „Menschenfreund" geachtet zu werden. Wer aber von beiden war der größere Geschäftsmann, Sue oder Girardin? Von Girardins Geschäftsführung sagt sein Konkurrent und Gegner im Duell Armand Carrel, Herausgeber des „National", am 5. April 1835, „que le recours à certains procédés de publicité, que l'industrialisation de la presse ravalait la mission du journaliste à la condition de marchands d'opinions et de nouvelles."

Möglich ist es schon, daß Eugène Sue ursprünglich durchaus den Vorsatz gehabt hat, sich für die leidende Menschheit einzusetzen, aber man darf wohl auch annehmen, daß Girardin den Idealismus seines Romanlieferanten auszunutzen verstand und ihn schließlich in das Geschäft mit hineinzog. Tatsache jedenfalls ist, daß man sich für den sozialen Gedanken auch mit

weniger groben Mitteln hätte einsetzen können, und daß man den Idealismus des Autors — gleichgültig, ob vorhanden oder nicht — mit größtem Erfolg als Aushängeschild benutzte, um die Masse der neuen Leser zu ködern. Im übrigen war Sue, da er sich mit den Zeitungen eingelassen hatte, gezwungen, seinen Roman, von der sozialistischen Tendenz abgesehen, so zu gestalten, wie ihn die Zeitung haben wollte, vor allem also spannend. Und da war es mit Betrachtungen über die Not des Volkes allein eben nicht getan.

Eugène Sue galt als der erfolgreichste französische Romandichter vor und nach Emile Zola. Er warb um Mitleid für die wirtschaftlich und gesellschaftlich schlecht gestellten Schichten des Volkes und predigte Haß gegen die Besitzenden. Das kam allen revolutionären Neigungen entgegen und fand fruchtbaren Boden. Bei der Aufnahmefähigkeit eines zur Zeit mit Romanliteratur dieser Art nicht übersättigten Publikums ist seine Wirkung in Frankreich wie eben auch in Deutschland durchaus verständlich. Ein anderer hätte denselben Erfolg gehabt, wenn er es verstanden hätte, sein Publikum bei Sentimentalität und Sensationslüsternheit zu packen wie er. Im raschen Wechsel der Abschnitte seiner umfangreichen Romane stellte er Augenblicksskizzen der am meisten entgegengesetzten Schichten der Gesellschaft einander gegenüber und fügte in dieses plötzliche Auf und Ab die wirksamsten Mittel nervenerregender Spannung nach der Art der Schauererzählungen ein, wobei er es weder mit der poetischen Wahrheit noch mit dem Stil allzu genau nahm.

Ohne Schwierigkeiten kann man die romanhaften Elemente in Sues Schöpfungen von denen unterscheiden, die als soziale Gedanken anzusprechen sind und als solche kritische Äußerungen über die Zustände der Zeit darstellen. Nirgends gelingt es Sue, diese beiden Bestandteile seines Werkes miteinander zu verschmelzen. Aufregende Verbrecherjagden, Überfälle, Raufereien stehen gelegentlich schroff einer Szene von größter Rührseligkeit gegenüber. Abtönungen gibt es da kaum, keine Schattierungen, keine Nuancen in den Wesenszügen der Helden. Sie sind entweder vollendete Tugendengel oder die schwärzesten Verbrecher. Wahllos wird auf den einen gehäuft, was an menschlichen Vorzügen auszudenken ist, während die anderen so abstoßend gezeigt werden, daß sie alle ausgemachten Scheusalen gleichen.

Und die sozialen Bilder? Wie von einer Laterna Magica an die Wand gezaubert, sind sie plötzlich da, ohne innere Notwendigkeit, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden.

Sues Technik wird uns dann verständlich, wenn wir bedenken, daß seine Romane für das Feuilleton der großen Zeitungen geschrieben wurden, und daß sie nicht schon

zu Beginn des Erscheinens fertig abgeschlossen vorlagen, sondern daß ihre Abfassung ebenso stückweise erfolgte wie ihre Veröffentlichung. Eine Episode löst die andere ab, ohne festen Plan, ohne organisches Gefüge und ohne logischen oder psychologischen Zwang folgt ein Ereignis auf das andere. Diese abgerissene Darstellung empfand der Zeitungsleser nicht so störend wie wir, die wir jene Romane heute in Buchform lesen. Der Zeitungsleser mußte sich jeden Morgen sowieso neu auf das Gebotene einstellen. Arbeit und Zerstreuung des Tages hatten ihn aus dem Zusammenhang der Lektüre gerissen. Da empfand er es nicht allzu schwer, wenn die organische Verbindung locker war.

Von Zeit zu Zeit erinnerte sich Sue, daß er wieder einmal die soziale Tendenz des Werkes hervorkehren müsse, und er brachte plötzlich einen Abschnitt oder mehrere, die sich mit dem sozialen Problem befaßten, um ebenso plötzlich wieder anderen Bildern Platz zu machen. Der Leser aber stand so sehr unter dem Bann des Stofflichen, daß er seinem Autor willig auf den verschlungensten Pfaden folgte und die mangelhafte Struktur des Ganzen gar nicht bemerkte.

Auf der Fruchtbarkeit des deutschen Bodens in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte Sue den Schauerroman zu einer Blüte, in der sich die Lust am ungesund Erregenden, am unkünstlerisch Geheimnisvollen zeigte, die den deutschen Romandichtern auf lange Zeit eigen blieb. Nicht nur gewandte Erzähler wie Hackländer und Heller, auch Künstler von bewußt strengem Formwillen wie Spielhagen konnten sich der Verführung zur Schauergeschichte nicht entziehen.

Als Sue daranging, seine Feder scheinbar uneigennützig in den Dienst des sozialen Gedankens zu stellen, hatte er sich schon auf anderen literarischen Gebieten einen Namen gemacht. Abenteuer-, See- und Gesellschaftsromane sowie solche historischen Inhaltes erschienen seit den dreißiger Jahren in rascher Folge und begründeten seinen Ruf als Schriftsteller, ehe ihn sein Verleger im Jahre 1842 auf ein englisches Buch mit dem Titel „Die Geheimnisse von London" aufmerksam machte und ihn dadurch veranlaßte, seinen sozialen Roman „Les Mystères de Paris" (10 Bde. 1842/43) zu schreiben. Diesen Roman kann man als das erste Werk der sozialen Gattung bezeichnen. Zwar finden sich leise Ansätze dazu bereits in „Mathilde, ou Mémoires d'une jeune Femme" (6 Bde. 1841), wenn man das Werk aber deswegen zu jener neuen Kategorie rechnen wollte, so ließe sich das nicht rechtfertigen.

Seit dem Erscheinen der „Mystères" riß man sich in Frankreich um die Nummern des „Journal des Débats". „Depuis quelque temps" schreibt unter dem 29. September 1842 der

russische Botschaftssekretär Victor de Balabine[24]) in sein Taschenbuch, „Eugène Sue occupe à lui tout seul l'oisivité parisienne et tous les matins maître et valet, ambassadeur et secrétaire, le duc et pair, et l'épicière attendent avec une égale impatience le Journal des Débats pour y lire dans le Feuilleton „Les Mystères de Paris" et lorsque le Journal m'arrive, il est certain que tous les gens de l'ambassade y ont mis le nez." Die Rue aux Fèves gehörte seit den „Mystères de Paris" nicht mehr zu den unbekanntesten und dunkelsten, sondern zu den bekanntesten Gassen von ganz Paris[25]).

Die „Revue Indépendante" vom 25. 5. 1843 äußert sich über die „Geheimnisse von Paris" folgendermaßen:

> „. . . bisher hielt sich der Roman, wie ein großer Herr, stolz auf der Höhe der Gesellschaft, ohne die unteren Klassen eines Blickes zu würdigen. In den „Geheimnissen von Paris" tritt er zum ersten Mal dem Elend des Volkes nahe. Der Zweck des Herrn Eugène Sue ist augenscheinlich, das Elend und die Leiden der untersten Klassen der Gesellschaft ins hellste Licht zu setzen. Wir haben manches an seinen Werken auszusetzen. Der Stil zum Beispiel wird zuweilen sehr nachlässig und schlecht. Aber trotz aller Mängel gehören die „Geheimnisse von Paris" zu den bedeutendsten Romanen unserer Zeit."

Das eigenartige Milieu, in dem das Werk spielt, brachte den Erfolg. Zwar hatte z. B. schon Mercier[26]) vor Sue Ähnliches dargestellt, aber Sues Bilder aus dem dunkelsten Paris hatten den Vorzug, daß sie das Leben von gestern und heute in jenen Niederungen des Daseins spiegelten, von denen der Gebildete kaum mehr als eine nebelhafte Vorstellung hatte, von denen man in der guten Gesellschaft vor allem nicht sprach.

Sue führt uns mit seinem Roman in das soziale Problem der Großstadt um 1835 ein. Elendsquartiere, wüste Schenken, Mörderschlupfwinkel und das Leben am fürstlichen Hofe stellt er nebeneinander dar. Rudolf, ein verkleideter Fürst, der ursprünglich auf der Suche nach „Sensationen" in die Unterwelt von Paris hinabsteigt, später aber versucht, Verbrecher und Straßenmädchen dem bürgerlichen Leben wiederzugewinnen, ist die Hauptperson. Um ihn her bewegen sich außer den Persönlichkeiten seines fürstlichen Hofes ein abgefeimter Galeerensträfling, seine einäugige Freundin mit dem Spitznamen „Eule", der Chourineur, ein Mörder und jetzt durch Rudolf bekehrter Gutspächter, endlich „Marienblume", des Fürsten vermißte und zuletzt den Krallen der „Eule" entrissene Tochter. Sie alle sind, wie Sues Figuren oft, mehr pittoresk als wahr, ihre Wirklichkeit ist nur scheinbar. Sobald man sie genauer betrachtet, schwinden sie zu Schemen zusammen. Sue dringt beim Studium des Menschen nicht durch die Oberfläche und täuscht sich leicht. Der tiefe Blick, der ins menschliche Herz Eingang findet, der sichere Takt, der sich seines Zweckes bewußt ist und nie dar-

über hinausgeht, fehlt ihm ganz. Er mag die Tugend oder das Laster zeichnen, selten bleibt er in den Schranken der Wahrheit. Seine Bösewichter sind zu gräßlich, um wahr zu sein, seine Tugendhelden zu tugendhaft.

Immerhin wird uns bei aller sozialistischen Neigung Sues im allgemeinen doch das in seinen Grundzügen richtige soziale Bild der Zeit aufgezeigt. Der Arbeiter und die Frau aus dem Volke, sie glaubten sich und ihr Leben in dieser Darstellung zu erkennen. Sie meinten, in dem Diamantenschleifer Morel, in Rigolette und in Germain ihresgleichen zu sehen. Ihre eigenen Nöte, Sorgen und Leiden fanden sie in diesen Gestalten verkörpert und mehr noch: hier wurde nicht einfach registriert, nicht kalt und sachlich berichtet, sondern hier sprach ein Mann zu ihnen und von ihnen, der ihre Leiden empfand, dessen Herz mitzuleben schien bei dem, was sie zu erdulden hatten. Mit kühner Sprache griff Sue den Staat und die Gesellschaft an, die ihre Pflicht dem Besitzlosen gegenüber nicht erkennen wollten. Er kleidete das, was Tausende erlitten, in die der Masse einleuchtende Form. Das war ein Roman, der ihrem Empfinden entsprach.

Aber auch die höheren Kreise erwarteten das Feuilleton der Débats mit Spannung. Für sie war es eine Abwechslung, einmal etwas anderes als die faden, konventionellen Floskeln des Gesellschaftsromans zu lesen, robuste Gestalten zu sehen und nicht nur von Weltschmerz zu hören. Man brauchte nicht in den fernen Osten zu reisen, um Abenteuer mit Räubern und Banditen zu erleben, nein, mitten in der gepriesenen Weltstadt gab es Winkel genug, wo man verwegene Gestalten antreffen konnte, bei denen der Dolch locker saß, die nicht viel Federlesens machten, wenn jemand ihr Mißfallen erregt hatte.

Sue war sich dessen bewußt, etwas Neues, eigentlich Unerhörtes geschaffen zu haben. Er scheint im Anfang fast das Bedürfnis zu spüren, sich deswegen zu entschuldigen, weil er den Leser in diese Welt von Verbrechern und Dirnen einführt, und versichert ausdrücklich, daß „à mesure que le récit marchera, l'atmosphère s'épurera de plus en plus", ein Versprechen, das er allerdings nicht gehalten hat. Er ist sicher, „d'avoir éveillé quelques nobles sympathies pour les infortunes probes, courageuses, imméritées, pour l'honnêteté simple, naive ... pensant que, comme le feu, la vérité morale purifie tout." Er will die Aufmerksamkeit auf das große soziale Elend hinlenken, „dont on peut déplorer mais aussi constater la réalité"[27]).

Die sensationelle Wirkung der „Geheimnisse" war in weitesten Kreisen zu spüren. Tony Kellen berichtet darüber:

> „So lesen wir im Januar 1843, die berühmte Wahrsagerin Lenormand, seit langem krank, sei gestorben, ohne ihren letzten Wunsch erfüllt zu sehen, nämlich den Ausgang der „Mystères" zu erfahren. Dies

aber habe den Dichter so ergriffen, daß er zum Trost für andere Schwerkranke feierlich versicherte, bis Ende August werde der achte und letzte Teil seines Werkes vollendet sein.

In der französischen Provinz pflegten, wie man hörte, ganze Dorfschaften dem Briefträger, der die neue Nummer der Débats bringen mußte, entgegenzugehen, um sich den Roman dann vom Schullehrer vorlesen zu lassen . . .[28])

Kaum war der Roman in der Ursprache vollendet, so erschien eine Menge deutscher Buchausgaben wie z. B. die von A. Diezmann[29]), illustriert von Theodor Hosemann. Zugleich aber erschien auch eine Menge von Nachdichtungen. Kaum eine größere deutsche Stadt gab es, deren angebliche Geheimnisse nicht aufgedeckt worden wären[30]). Von Berliner Geheimnissen erschienen sogar mehrere auf einmal, deren eine von L. Schubar, dem Verfasser des im Cottbuser Anzeiger erschienenen zweiten deutschen Zeitungsromans, stammte[31]). In den deutschen Zeitschriften von 1844 findet man nicht weniger als 36 solcher „Geheimnisse" angekündigt.

Während nun in Deutschland noch die „Mystères de Paris" ihre ungeschwächte Anziehungskraft bewiesen, ging die Entwicklung in Paris schon weiter. Durch das höhere Honorar von 100 000 frs veranlaßt, hatte Sue dem abonnentenschwachen Constitutionnel seinen Roman „Le Juif errant" (10 Bde. 1844/45) überlassen, mit dem er ihn auch glücklich rettete. Die Démocratie pacifique äußerte sich über den Roman:

„Aucun livre d'imagination jusqu'à présent, à notre connaissance, n'a embrassé aussi largement la vie sociale sous ses divers aspects."

Als der Roman ab 1844 bei Brockhaus in der Deutschen Allgemeinen Zeitung zu Leipzig Nummer für Nummer nachgedruckt wurde, war der Erfolg außerordentlich groß. Dafür zeugen folgende Anzeigen, die am 14. Dezember 1844 in Nr. 349 bzw. am 19. Dezember 1844 in Nr. 354 der Deutschen Allgemeinen Zeitung erschienen und folgenden Wortlaut hatten:

Nr. 349
„In allen Buchhandlungen sind vorrätig: Stahlstiche zum ewigen Juden von Eugène Sue, entworfen von P. C. Geißler, in Stahl gestochen von Tombleson. 6 Hefte mit 12 der schönsten Szenen des vielgelesenen Romans sind bereits erschienen."

Nr. 354
„Die Deutsche Allgemeine Zeitung" erscheint auch im Jahre 1845 in bisheriger Weise. Als Feuilleton wird sie in besonderer Beilage die Fortsetzung von Eugène Sues mit immer steigendem Interesse gelesenem Roman „Der ewige Jude" gleich nach dessen Erscheinen im Constitutionnel liefern."

Wenn man die anderen Zeitungen auf ihre Angaben über Sues Wirkung in Deutschland hin prüft, muß man allerdings vorsichtig sein, denn nicht alles, was sie darüber berichten, beruht auf Wahrheit. Vielmehr war es ein besonderes Ver-

gnügen der Herren von der Feder, einander mit neuen Meldungen aufsitzen zu lassen. Im ernstesten Tone berichten sie von irgendeiner unwahrscheinlichen Wirkung des Romans auf das öffentliche Leben, um später, wenn der Kollege die Geschichte gutgläubig nachgedruckt hat, ihm seine Naivität unter die Nase zu reiben. Einen besonderen Triumph erlebte auf diesem Gebiet der Herausgeber des „Komet", der zu berichten wußte, auf Grund seiner Erfahrungen im Verbrecherwesen und im Verkehr mit der „Unterwelt" sei Eugène Sue nach Berlin berufen worden, um bei den Beratungen über ein neues Strafgesetz mitzuwirken. Der Scherz fand gläubige Nachdrucker, und als sich herausstellte, daß sie hineingefallen, war das Gelächter groß[32]).

Eugène Sues umfangreicher Roman „Der ewige Jude" sollte besser „Jesuiten" oder „Jesuitenintrigen" heißen, denn das ist das eigentliche Thema der Erzählung. Der Jesuitenorden in Paris will mit allen Mitteln verhindern, daß das Vermögen des Markus von Rennepont, der 1682 wegen Aufhebung des Edikts von Nantes (histor. 1685!) als Reformierter aus Frankreich hatte fliehen müssen, in die Hände seiner rechtmäßigen Erben fällt. Nach dem Testament des Erblassers sollen sich die in alle Welt verstreuten Erben am 13. Februar 1832 in einem bestimmten Haus zu Paris zwecks Teilung des inzwischen ungeheuer angewachsenen Vermögens einfinden. Das zu verhindern, wird die vornehmste Aufgabe des Jesuitensekretärs Rodin, der skrupellos mit seinen Helfern zu Werke geht. Wohl gelingt ihm seine Aufgabe, nachdem er den Tod von sechs Menschen verschuldet hat, die Familie Rennepont von dem Genuß des Geldes fernzuhalten, aber er kann das Vermögen nicht in die Kasse der Societas Jesu fließen lassen, weil Samuel, der bisherige Verwalter der Summe, die Papiere vor seinen Augen verbrennen läßt. Rodin, der ohnehin in den letzten Zügen liegt, erlebt durch diesen Fehlschlag die letzte und bitterste Enttäuschung seines Lebens. Er stirbt und erhält am Schluß des Romans im Sinne des Lesers seinen verdienten Lohn.

Bei beiden Romanen, sowohl dem „Ewigen Juden" wie den „Geheimnissen", handelt es sich um Werke, von denen W u t t k e (vgl. Anm. 6) mit Recht behauptet, ihre Lektüre sei geeignet, die Phantasie der Leser durch ihre ungeheuren Greuel anderen, schöneren Eindrücken gegenüber abstumpfen zu lassen. Zwar gibt es Momente von rührseliger, lyrischer Postkartenschönheit wie, wenn der Autor eine Abendstimmung folgendermaßen beschreibt[33]):

> „Der Himmel war von köstlicher Klarheit. Allein das Rauschen des Flusses unter dem schaumberieselten Mühlrad unterbrach die Stille eines ganz ruhigen Abends. Buschige, über das Wasser geneigte Weiden warfen ihren grünen und durchsichtigen Schatten hinein,

während der Fluß weiterhin das Blau des Himmelsgewölbes und die flammenden Farben der untergehenden Sonne so prächtig widerspiegelte, daß über die ihn vom Himmel trennenden Hügel hinweg das Gold und der Azur der Wellen mit dem Gold und dem Azur des Firmaments zu einem blendenden Teppich verschmolzen."

Dann aber steht eine typische Szene des trivialen Schauerromans jenem gewissen lyrischen Geschmack gegenüber, wo der „Held" sich in einer Situation befindet, die für unser Gefühl, wenn nicht ekelhaft, so doch zum mindesten grotesk erscheint[34]):

„Er war abscheulich . . . ein Fetzen von Bettdecke umgürtete seine Hüften, sein bleicher und wunder Rumpf war nackend wie seine Beine, an denen man noch die Reste der Bande sah, die er zerrissen hatte. Sein dickes, gelbliches Haar sträubte sich auf seiner Stirn. Sein Bart schien sich unter demselben Schauder zu sträuben. Seine verwirrt umherschweifenden, in ihren Höhlen blutigen Augen funkelten, von gläsernem Glanz erleuchtet. Schaum bedeckte seine Lippen. Von Zeit zu Zeit stieß er ein heiseres, gurgelndes Geschrei aus. Die Adern seiner eisenfesten Glieder waren zum Zerreißen gespannt. Er sprang stoßweise wie ein wildes Tier, indem er seine knochigen und krampfhaft zusammengezogenen Finger vor sich ausstreckte. In diesem Augenblick drang ein Schrei des Mitleids, des Schreckens, der Bewunderung aus aller Brust, und die um die Tür herum versammelten Zuschauer dieses Auftritts machten sich unter einer Regung unwillkürlichen Entsetzens eiligst davon."

Das Moment der körperlichen „Greulichkeit" eines zur Tobsucht aufgepeitschten, psychischen Erregungszustandes, kennzeichnend für den Schauerroman, ist unserm Geschmack zuwider, läßt aber die Hand eines Verfassers deutlich erkennen, der genau wußte, was er seinem Publikum bieten konnte oder vielmehr sogar bieten m u ß t e.

Man verfolgte die Stadien des Wahnsinns als Thema des Schauerromans. Man erbebte vor den „übernatürlichen" Kräften des Tierbändigers. Man erlebt mit Genugtuung den Augenblick, in dem der „Bösewicht" von gerechter Strafe ereilt wird:

„Er warf den Dolch weg, fuhr mit beiden Händen nach den Augen, stürzte mit dem Gesicht auf den Boden nieder und stieß einen Schrei aus, der nichts Menschliches mehr hatte. Er wand und krümmte sich in gräßlichen Zuckungen und zerkratzte mit den Nägeln den Fußboden.

Seine fahle Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt, seine Augen wurden matt und glasig. Plötzlich begannen wieder gräßliche Zuckungen sein Gesicht zu verzerren, blutiger Schaum trat auf seine Lippen, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, und der Atem wurde schnell und pfeifend."[35])

Wir würden es heute für geschmacklos halten, wenn wir einen Text dieser Art als Unterhaltungsroman einer großen Zeitung vorgesetzt bekämen. Ganz besonders unerträglich wirkt das, wenn auch die Übersetzung nichts taugt. In der Zeit des Anfangs aber las der Durchschnitt aller Zeitungsleser, wie der Erfolg in Frankreich und in Deutschland beweist, diese Zeilen eines Eugène Sue mit Begeisterung und Schaudern.

Der ewige Jude allerdings mußte seine Wanderung trotzdem bald einstellen. Trotz gewissen Schauerszenen, die den empfänglichen Leser bis zum Grunde erregen mußten, zeigte sich bald, daß er nicht entfernt mit den „Geheimnissen" Schritt halten konnte. Die Geschichte begann zu langweilen. Das Publikum, dem vielleicht zuerst die Frechheit imponiert hatte, mit der ihm eine Greueltat nach der anderen vorgeführt wurde, ermüdete bald. Auch erlebt man es ja oft, daß das erste Werk eines Autors durch die Art seines Tones oder durch die ungewöhnliche Weise der Behandlung seines Stoffes mitreißt, während das zweite, in ähnlicher Weise geschrieben, die Intensität nicht mehr besitzt, um von neuem zu fesseln. Man begann sich über Ahasver lustig zu machen, und das war wohl der Grund, weswegen Chr. E. Kollmann, der Verleger der deutschen Originalausgabe von Eugène Sues Roman „Der ewige Jude" im Jahre 1845 zu Leipzig folgende Äußerungen des „Constitutionnel" und der „Démocratie pacifique" seiner Ausgabe voranstellt:

Der „Constitutionnel" vom 23. November: „Die ersten Werke Eugène Sues verkünden einen sehr vorurteilsfreien Geist, eine Seele voll Feuer und Mitgefühl. Mitten durch die Phantasie des Erzählers, oft selbst neben dem Paradoxen, erkennt man stets den wohlbegabten Beobachter, der das Böse um sich herum wohl bemerkt und den Triumph der Falschheit und Gewalttätigkeit außer Zweifel setzt. Bei ihm als sorglosem Erzähler blickt schon ein unbestimmtes Vorgefühl vom Untergang der geselligen Ordnung durch. Endlich flößte der Instinkt einer edelmütigen Seele ihm die Idee seines schönen Buches „Die Pariser Mysterien" ein . .

Im ewigen Juden erscheint vom ersten Anfang an derselbe edelmütige Gedanke, der den Verfasser bei den Pariser Mysterien geleitet. In der Widmung kündigt Herr Sue an, daß er sich mit dem Schicksal des Volkes: seinem Recht auf Arbeit beschäftigen will. „Diese heiße Frage", sagt er, „wird bald jede andere Frage überragen, weil sie für die Masse des Volkes eine Frage über Leben und Tod ist." Also die gleiche Quelle wie bei den Mysterien: christliche Liebe, Mitgefühl für's Volk. Aber hier scheint das Feld noch viel ausgedehnter zu sein.

Man hat Sue vorgeworfen, daß er die Sinnlichkeit und Orgien verherrliche. Diese Anschuldigung rührt von Leuten her, die sich an Einzelheiten halten, ohne das Ganze ins Auge zu fassen. Kann man einen Körper abschätzen, wenn man von seinen zwei Seiten nur eine betrachtet? Kennt man die Schönheit eines Gesichts, wenn man es nur von der Seite gesehen? Noch weniger werden Sie einzelne Teile richtig beurteilen können, wenn Sie sie vom Ganzen trennen.

Ach, meine Herren Kritiker, Sie halten auf die Ehre, für ungläubig gehalten zu werden, und in dieser kindischen Gesinnung gehen Sie gehässiger Weise so weit, die Aufrichtigkeit des Dichters zu leugnen und seine Biederkeit zu beschuldigen. Sie machen uns Vorwürfe, wegen unseres lebhaften sympathetischen Gefühls für das Werk Eugène Sues. Sie machen angenehme Scherze über unser Vertrauen. Sie foppen uns mit unserer Naivität! Ihren Spott nehmen wir als Lobspruch an . . .

Gelobt sei Gott! der ins Innerste unserer Seele brüderliche und religiöse Zuneigung zu den Dichtern gelegt hat, deren Worte der Verteidigung der leidenden Volksmassen, der Frauen, aller Betrübten gewidmet sind, und welche die Freiheit und die Erlösung des Menschengeschlechtes predigen!"

Aber die Verteidigungsrede nützte nichts mehr. Das Frankfurter Journal meldete im Jahre 1845, Ahasver sei vom Fluche erlöst worden, denn über der Lektüre des Romans sei er zum ewigen Leben entschlummert. Die Leipziger „Rosen" erklärten, er sei nicht entschlummert, wie das Frankfurter Journal melde, sondern er lebe immer noch; denn eben habe man ihn in Berlin gesehen. Er habe sich dorthin begeben, weil man ihm gesagt habe, daß man beim Gesang der Jenny Lind vor Entzücken sterben könne. Leider habe er sich die Mühe vergeblich gemacht, denn es sei kein Platz mehr zu haben gewesen. Schließlich fand der ewige Jude seinen Weg sogar ins akademische Kommersbuch, wo er seine schwermütige Klage folgendermaßen anhebt:

„Ich bin der alte Ahasver,
ich wandre hin, ich wandre her,
meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer,
ich finde sie nimmer und nimmermehr!"

Die Blätter, die den ewigen Juden nachdruckten, waren froh, daß seine Pilgerfahrt endlich zu Ende war. Der Gipfel der Lächerlichkeit war erreicht, und der Erfolg des Buches blieb hinter dem der „Geheimnisse" weit zurück.

Wohl fanden auch die andern Werke des Autors wie „Martin der Findling" (L'Enfant trouvé 1846) und „Die sieben Todsünden" (Les sept Péchés capitaux 1847) ihr Publikum in Deutschland, aber der Rückschlag gegen die noch immer begehrten „Geheimnisse" war doch offenbar, und in der deutschen Zeitung erschienen sie nicht mehr.

Es wurde nunmehr ganz klar: die Wirkung der Sueschen Manier war durch die „Geheimnisse" erschöpft, und wenn die Kritik, durch sein erstes Werk gewissermaßen überrumpelt, geschwiegen hatte, so setzte sie jetzt, da man die Sache nüchtern betrachtete, mit aller Schärfe ein. Das beweist z. B. ein Urteil der Kölnischen Zeitung vom 30. 10. 1846 über „Martin der Findling", in dem es heißt:

„Die Geheimnisse von Paris" und „Der ewige Jude" haben widersprechende Urteile veranlaßt, von denen das eine sie für Meisterwerke erklärte, wie sie in der neueren Zeit kaum hervorgebracht wurden, und das andere sie für nichts als geschickte Ausbeutung der Lust an übertriebenen Darstellungen des niederen Lebens oder der Feindschaft gegen die Jesuiten, wobei von echter Kunst, von wahrer Menschenkenntnis keine Spur vorhanden, wollte gelten lassen.

Über „Martin der Findling" sind jedoch alle Urteile einig darin, daß es eines der verworfensten Erzeugnisse einer verdorbenen Phantasie sei, und daß Eltern und Jugenderzieher bei der Aufsicht

über die Lektüre ihrer Pflegebefohlenen streng darauf sehen sollten, daß diese, besonders aber das weibliche Geschlecht, nicht durch Lesung dieses widerlichen Romans vergiftet werden.

Man denke sich: die Helden desselben sind ein Vater und ein Sohn, die sich gegenseitig durch die größten Ausschweifungen überbieten, deren nackte Darstellung uns nicht bloß mit allen Gemeinheiten, die das Wollüstlingsleben in den höheren und niedrigsten Sphären der Gesellschaft wirklich erzeugt, sondern auch noch mit widerwärtigen Übertreibungen vorgeführt wird. Wahrscheinlich soll auch dies wieder durch irgendeinen angeblich philantropischen, die Gesellschaft regenerierenden Vorschlag, den der Verfasser in den letzten beiden Bänden seines Romans machen wird, gerechtfertigt werden."

Man war sich also jetzt darüber klar, daß der Verfasser nicht aus Menschenliebe allein über die widrigen Seiten des Lebens redete, nicht nur deswegen, um auf das Elend unterdrückter Schichten der Gesellschaft aufmerksam zu machen und ihnen dadurch zu helfen, sondern daß er genau wußte, wie er seinen Romanen und damit den ihm befreundeten Zeitungen zum Absatz verhalf. Wenn er trotzdem am Schluß der Geschichte den Versuch macht, seiner Schrift eine „Moral" zu geben, so glaubte das niemand mehr. Er erreicht dadurch nichts für sich, nichts für die Gesellschaft, kommt vielmehr nur in den Ruf eines Heuchlers, und von der Auffassung her geht man von nun an immer wieder an seine Werke heran.

2b. Die Kölnische Zeitung

Bei der Kölnischen Zeitung erschienen Novellen unter dem Strich ab 1840. Verfasser waren Levin Schücking und Fanny Lewald[36]), die auch als Romanautoren später hervortraten. Am 7. Juli 1846 findet sich die Notiz, daß im „Constitutionnel" Sues neuer Roman „Martin der Findling" begonnen habe, im „Courier français" gleichzeitig von George Sand: „Lucrezia Floriani". Mit dem 25. Juli 1846 aber erscheint dann die Ankündigung eines eigenen Unterhaltungsromans.

Man verstand in diesem Falle unter „Roman" wahrscheinlich noch jeden längeren Unterhaltungsstoff (wie man bei den Hamburger Nachrichten umgekehrt den Roman zunächst als „Novelle" bezeichnete), denn als ersten eigentlichen Roman ihres Blattes gibt auch die Kölnische Zeitung selbst heute die „Namenlosen Geschichten" von F. W. Hackländer an, eine längere Erzählung, die erst 1850 in der K. Z. erschien und dort noch nicht als „Roman" gekennzeichnet war. Erst von Schückings „Bauernfürst" (ebenfalls 1850) ab hat man offiziell die Bezeichnung „Roman" angewandt. (vgl. S.30.)

„Namenlose Geschichten", in den Bereich der zeitgenössischen Sitten- und Tendenzromane gehörend, hatten

einen so großen Erfolg, daß sich die Redaktion im August des Jahres 1850 veranlaßt sah, folgende Notiz zu veröffentlichen:

> „Den vielfach uns zugehenden Aufforderungen zur Fortsetzung der „Namenlosen Geschichten" von F. W. Hackländer bedauern wir nicht vor dem Monat Oktober gerecht werden zu können."

Tatsächlich ist diese Fortsetzung längere Zeit darauf unter dem Titel „10 Jahre später" auch erschienen. Es war eine Darstellung, die, namentlich wenn sie sich in humoristischer Sittenschilderung erging, ihre anmutige Originalität immer von neuem bewies und sich dadurch ihre Anziehungskraft auf das Publikum erhielt.

Der Autor, den das „Stuttgarter Morgenblatt" mit den von ihm verfaßten „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" 1841 in die Literatur einführte, — Erzählungen nach eigenen Erlebnissen und Beobachtungen Hackländers während seiner Soldatenzeit, deren lebenswahrer Humor schon damals gerühmt wurde — zeichnete mit der großen realistischen Treue, die seiner naiven, nicht zu leugnenden Wahrheitsliebe entsprach, typische Figuren des kleinen Hoflebens, der Theaterwelt und der bürgerlichen Kreise, deren Geschicke und seelische Erlebnisse er seinen Lesern nahezubringen verstand.

Zeitungsgemäß, rein äußerlich und von unserm Standpunkt aus gesehen, sind die „Namenlosen Geschichten" nicht, denn es mangelt ihnen an der von uns vorausgesetzten[37]) wellenförmigen Struktur, d. h. an einer auf die Fortsetzungen abgestimmten Handlung, die sich in kurze Abschnitte gliedert, von denen jeder — in Wellenbewegungen mit Berg und Tal gewissermaßen — einen Spannungshöhepunkt besitzt[37]). Bei mannigfachem Wechsel der Bilder gibt doch nicht jede Fortsetzung einen Punkt der Handlung, und die Milieuschilderung ist zu ausgedehnt für einen Zeitungsroman, der, wenn er den flüchtigen Leser fesseln soll, lange Naturschilderungen und Reflexionen, in denen der Fortgang der Handlung stockt, durchaus nicht gebrauchen kann. Dem Inhalt nach aber, der absolut aktuell zu den Dingen des Tages Stellung nimmt, sie kritisch beleuchtet, kann man Hackländers Arbeit, sowohl die „Namenlosen Geschichten" als auch „Eugen Stillfried" als durchaus zeitungsgemäß betrachten. Ein allgemeines und zunehmendes Bedürfnis der Leser nach leichter und aktueller Unterhaltung wurde befriedigt. —

Der erste „Roman" (dem Namen nach) der Kölnischen Zeitung erschien in der zweiten Hälfte des Jahres 1850 von Levin Schücking (damals Redakteur der K. Z.) unter dem Titel „Der Bauernfürst". Schücking setzte sich — wie im ersten Kapitel bemerkt — dafür ein, daß deutsche Autoren mit ihren Werken zu Wort kamen. Über seine eigene Arbeit im

allgemeinen und zwar dem Leser gegenüber äußert er sich im März des Jahres 1858 ironisch folgendermaßen (er zeigt bei dieser Gelegenheit, wie gut er sein Publikum kennt, indem er ihm Qualitäten zuspricht, die es in keiner Weise besitzt):

> „Dankbares Publikum, Du gehörst nicht zu denen, welche die Seiten, auf denen sie etwas wie eine Beschreibung oder eine Reflexion wittern, sofort überschlagen, die das letzte Kapitel zuerst lesen und das Titelblatt garnicht. Du liest mit der sinnigen Ruhe eines poetischen Gemütes, Du überschlägst nichts, weil Du denkst, daß der Autor seine Reflexionen nicht ohne Absicht niedergeschrieben hat usw."

wie sich auch Hackländer gelegentlich an seine Leser direkt wendet, in ironischem Ton, denn er kennt sie genau und weiß, daß Erziehungsversuche doch nichts nützen. Schücking war

> „ein anmutiges Fabulierungstalent und voll warmer Begeisterung für die freiheitliche Entwicklung und die nationale Einheit unseres Vaterlandes . . .
>
> Seine Phantasie spann gar mancherlei Fäden in einem Roman zusammen, halb nach der Art Walter Scotts, halb nach der von Alexander Dumas Père, und wenn er dem ersten nicht an Größe gleichkam, so erreichte er doch den letzten fast an Erfindungsgabe und Fruchtbarkeit."[38])

Sein Roman „Der Bauernfürst" selbst[39]) steht im Zeichen der französischen Revolution von 1789. Unter den Bauern eines kleinen deutschen Fürstentums macht sich die Unzufriedenheit bemerkbar. Die Fürstin will den Fürsten für verrückt erklären lassen, weil er Gnade übt und den Bauern hilft. Die Kleinstaaterei in Deutschland wird mit bissigen Bemerkungen abgetan:

> „. . . ganz so wie heute der eine Bruder Deutsche den andern über die Achsel anschaut, weil sein hoher Schutzherr über ein paar tausend Bajonette mehr gebietet."

Man spricht davon, daß „der greulichste Krieg der neueren Geschichte" bereits anfing, in Vergessenheit zu geraten, und daß „die goldene Überschwemmung, die eine nicht mehr glänzende als heilsame Errungenschaft gewesen", im Sande versickere. Man hat eine riesengroße Abneigung gegen Preußen, wie sie sich aus den gescheiterten Einigungsbestrebungen des Reiches erklärt:

> „Es ist, als ob ein tieferer Instinkt einer inneren Abneigung gegen Preußen, welche in unseren Tagen eine so ernste und traurige Bedeutung bekommen sollte, zugrundeliege, eine Art Ahnung, daß dieser im Anfange sich so kräftig erhebende junge Staat wohl die Hälfte seiner Aufgabe erfüllen werde: das Reich von ihm aus zu sprengen und für immer die Erhaltung des grotesken alten Gebäudes unmöglich zu machen, daß er aber weder den Mut, noch die Schöpferkraft besitze, die zweite Hälfte seines Berufes zu erfüllen, nämlich an die Spitze einer neuen Gestaltung des Vaterlandes zu treten und diese Empörung wider das alte Reich durch die Herstellung eines besseren neuen vor dem Richterstuhl der Geschichte zu rechtfertigen."

Eine Einführung des Romans oder eine Erklärung dafür, warum die Kölnische Zeitung einen Roman veröffentlichte, gab die Redaktion nicht. Veranlassung für die Aufnahme eines großen Unterhaltungsstoffes war aber zunächst sicherlich der große Erfolg, den die französische Presse damals zu verzeichnen hatte, und auf Grund dessen man sich in Köln zu diesem Schritt entschloß. Vielleicht ist es aber auch so, daß der Verlag aus dem Leserkreis aufgefordert wurde, einen Roman zu bringen. Der Erfolg bewies, daß diese Forderung berechtigt war.

Hackländer z. B. sieht sich im Laufe seines Romans „Eugen Stillfried", der 1851 in der Kölnischen Zeitung folgte, veranlaßt, in die Fortsetzungen folgende Antwort auf die Frage einer Leserin einzuschalten, und erwähnt dabei die Anteilnahme des Publikums[40]):

> „Als vorliegende Erzählung (H. redet auch hier noch nicht von einem Roman!) so weit gediehen war, drückte eine „achtbare Dame" aus Höningen in einem Inserat der Kölnischen Zeitung ihre Sympathien für den (im Lauf der Erzählung erwähnten) treuen Hund Sultan sowie den Wunsch aus, denselben einstens zu besitzen. Auch erkundigte sie sich auf zarte Weise nach seinem Alter, was er zu speisen pflegte, und überhaupt nach vielen Gegenständen, welche der leichtsinnige Erzähler dieser Geschichte vergessen hatte, dem Leser mitzuteilen . . .
>
> Die Zeichen der Teilnahme, welche der Erzähler dieser Geschichte schon so glücklich war zu empfangen, haben ihn außerordentlich gerührt usw. Das Publikum vorliegender Blätter hat mir so viel erquickliche und freundliche Teilnahme bezeugt . . ."

Beweis dafür, daß der Roman wie auch andere sehr freundlich aufgenommen wurde.

Das ist kein Wunder, denn „Eugen Stillfried" ist anziehend geschrieben und im Wechsel der Szenen lebhaft genug, um das Interesse eines Lesers, dessen Neigung leicht sensationell gefärbter Darstellung gilt, immer von neuem wachzurufen.

Im Mittelpunkt des Romans steht das Verhältnis eines Abkömmlings „höherer" Gesellschaftsschichten, Eugen Stillfrieds, zu einem Blumenmädchen, ein Verhältnis, das unter Anfechtungen mancherlei Art und nach Überwindung schwerster gesellschaftlicher Bedenken in einer ehelichen und zwar sehr glücklichen Verbindung den noch engeren Zusammenschluß erfährt.

Hackländer ist ein Meister der Situationskomik. Seine Figuren finden überall ihre Parallele noch in unserer Zeit. Man stelle sich einmal folgenden Wortschwall einer Marktfrau vor, ins Berliner Milieu übertragen[41]):

> „Nehme Er sich in Acht, Er Hanswurst, Er miserabler Storch, Er! Da meint so ein Tagedieb, so ein Tellerlecker und Stiefelwichser, weil er ein paar bunte Fetzen auf dem Leibe hat, könne er daherkommen und nichtsnutzige Fragen über meine Tochter stellen! Laß Er sich ja nicht mehr in den Sinn kommen, Blumensträuße kaufen wollen — von der schönen Katharine! Er Rettich, Er miserabler!

Er Pflastersteinwetzer! Zieh Er dahin, Er trauriger Luftzug! Spazier Er weiter, Er zerschnittener Melonenkopf, Er Zierrat von Elend!"

Das klingt fast wie eine Reportage vom Marktplatz, die der Verfasser vielleicht irgendwann einmal geschrieben hat, und zeigt die Wirklichkeitsnähe seiner Ausdrucksweise.

„Die Schriftstellerwelt Deutschlands hat ihren beliebtesten Namen verloren! Der Mund, der so wunderbar zu erzählen verstand, dem Tausende und Abertausende diesseits und jenseits des Ozeans lauschten, ist für immer verstummt, Ein glänzendes Schriftstellerleben, reich an Erfolgen, an Anerkennung und Ruhm ist abgeschlossen, geendet in dem Augenblick, wo der Rückblick noch nichts von Wehmut hat und der Ausblick eine schöne Zukunft zu eröffnen scheint."[42])

Solche Worte fand die Öffentlichkeit für Friedrich Wilhelm Hackländer, als die Nachricht von seinem plötzlichen Tode durch die Lande lief.

Lange hat er den Platz des weitaus volkstümlichsten und gelesensten Erzählers eingenommen, den er sich gleich mit dem ersten Buche errungen, und den ihm seine überaus fruchtbare Tätigkeit als Novellist bis zum letzten Augenblicke erhielt. So unverwüstlich war die Anhänglichkeit der Leserwelt, so groß der Reiz, den seine Schriften ungeschwächt auf die große Masse des Publikums auszuüben wußten. Nur einem eigenartigen und weitreichenden Talente war es in diesem Grade möglich, ein allgemeines und stetiges Bedürfnis der Leser zu befriedigen. Tausenden, die nicht mehr und nicht weniger wünschten, bereitete er sorglose Stunden der Unterhaltung — Höheres hat er nie erstrebt. Noch kurz vor seinem Tode — bei dem Festessen der Buchhändler zur „Süddeutschen Messe" in Stuttgart, dem er als Ehrengast beiwohnte — bot die Erwiderung auf einen Trinkspruch Gelegenheit zu einem Selbstbekenntnis über sein schriftstellerisches Wirken: in seiner schlichten, ungekünstelten Weise freute er sich seiner Erfolge, ohne mehr Verdienst zu beanspruchen als „daß er von dem erzählt, was in ihm durch irgendwelche Anregung die Lust zum Fabulieren immer wieder wachgerufen habe."[43])

Hackländers gefälliges Erzählertalent fand schon früh durch das Cottasche „Morgenblatt für gebildete Stände" Aufmunterung. Schilderungen von Land und Leuten sowie Reiseerlebnisse waren seine frühesten, regelmäßigen Beiträge für Cottas Augsburger Allgemeine Zeitung. Immer erneute Beweise seines Könnens, vorläufig allerdings mit kleinen Werken, sicherten ihm seinen Platz unter den Schriftstellern Deutschlands.

Nachdem im Jahre 1847 ein Roman unter dem Titel „Augenblick des Glücks" entstanden war, ein Buch voll dramatischer Bewegung und voll feiner, satirischer Momente, entstanden in enger Zusammenarbeit mit der

Zeitung jene leicht lesbaren und mit anziehender Laune gewürzten Erzählungen und Romane, in denen er Erlebtes und Erdichtetes wohl zu mischen verstand, und die ihm in adligen wie in bürgerlichen Kreisen eine so große Gemeinde schufen.

In der Kölnischen Zeitung erschienen außer den „Namenlosen Geschichten" die Romane „Eugen Stillfried", „Der neue Don Quichote", „Die dunkle Stunde" (das Gegenstück zum „Augenblick des Glücks"), „Künstlerroman", „Der letzte Bombardier", die — namentlich wenn sie sich in humoristischen Schilderungen ergingen — seine anmutige Ursprünglichkeit immer von neuem bewiesen.

Im Laufe seines vielbewegten Lebens hat Hackländer Höhen und Tiefen der menschlichen Gesellschaft durchwandert, mit stets offenen Augen und scharfer Beobachtungsgabe, überall zu Hause: im Denken und Fühlen der Großen dieser Erde wie im Leben und im Empfinden der Armut. Er kannte die Luft, die in Palästen weht, wie die der Hütte. Für eigene Torheit wie für die anderer Menschen hatte er das milde Lächeln des welterfahrenen Mannes.

Hackländers schriftstellerische Arbeiten dienen der Unterhaltung, und das allein ist zuerst ihre Aufgabe im Rahmen der Zeitung. Weder einschneidende gesellschaftliche Fragen noch gar politische Streitfragen wollte er behandeln. Ihm genügte es, das Leben in all seinen Formen anziehend und wahrheitsgetreu zu zeichnen[44]). Dabei bediente er sich der natürlichsten, einfachsten Sprache, bald in ernstem, bald in heiterem Ton. Er verfügte keineswegs über alle Register. Genau kannte er jedoch die Grenze seines Könnens und war nie so unklug, darüber hinausgehen zu wollen. Auf dem Gebiete der Schilderung des wirklichen täglichen Lebens in allen Ständen gehörte Hackländer zu den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, die etwas zu sagen hatten. Er bleibt einer der besten Unterhaltungsschriftsteller seiner Zeit. Das muß jede unbefangene Kritik einräumen.

Die kleine Erzählung ist Hackländers Stärke weniger. Hier stört ihn die enge Grenze, er verfällt dabei leicht in skizzenhafte Behandlung des Stoffes. Immer aber ist die Intrige einfach, die Sprache lebendig und voll ungesuchter Heiterkeit. Es mangelt allerdings an psychologischer Vertiefung wie an weitschweifender Phantasie, und es erklärt sich so die Notwendigkeit für den Verfasser, sich wesentlich in bestimmten Kreisen und Gedanken zu halten, und damit die Ähnlichkeit seiner Schriften untereinander.

Ein klassischer Schriftsteller war Hackländer nicht. Aber ein Erzähler war er, dessen Frische und Unmittelbarkeit an die eines Improvisators erinnern, und ein vielgeliebter Plauderer.

Eine humane Natur, der zwar alles Pathos fehlt, nicht aber die Innigkeit edler Empfindung. Gelegentlich mit feinem Spott die Komödie des gesellschaftlichen Lebens geißelnd, kernig und doch poetisch, prickelnd und doch geschmackvoll in allen seinen Schriften, gewann er sich mit anspruchsloser Liebenswürdigkeit die Herzen des Publikums und half den Leserkreis seines Blattes erweitern.

Wenn man einen Unterhaltungsstoff in die Zeitung bringen wollte, der jeden Leser fesselte und gleichzeitig für die Zeitung warb, so mußte man einen Stoff wählen, der, Stimmung und Zeit angepaßt, den Leser in ebendemselben Maße in Spannung versetzte, wie er ihn auch beruhigte und ihm auf diese Weise Erholung bot. Eine Generation, die in ihren eigenen freiheitlichen Bestrebungen keinen Erfolg hatte, mußte sich notgedrungen für unterdrückte Charaktere interessieren, die sich widrigen Umständen zum Trotz ans Licht durchkämpfen, wobei schlechte Gewalthaber mit allen unangenehmen Eigenschaften ausgestattet und zuguterletzt auch gestürzt wurden.

Hackländer war der geeignete Mann, den Neigungen seiner Leser entgegenzukommen. Er tat es aber nicht wie der Verfasser eines Schauerromans, wozu ihn schlechte Beispiele genug hätten verführen können, mit grellen Farben und „schauderhaften" Kontrasten, sondern er tat es in seiner eigenen leicht ironischen und vielfach überlegenen Art, der nichts heilig zu sein schien, die aber mit leichtem Satz über jeden Abgrund hinwegsetzte. Bewandert im Leben des Hofes wie auch der Straße, kannte er den Standesdünkel und jene Klassengegensätze, die den Geist jener Zeit beherrschten. So heißt es z. B. in „Eugen Stillfried" mit beißender Ironie[45]):

> „Der Major war überzeugt, daß der liebe Gott die höheren Klassen in einem Anflug von guter Laune zu seinem Privatvergnügen erschaffen und zu deren Anfertigung einen weit besseren Urstoff genommen als dies bei den Kreaturen weiter unten geschehen . . .

Derselbe Major findet einmal zu seiner unangenehmen Überraschung, daß während seiner Abwesenheit verschiedene Dienstmädchen mit ihren Kinderwagen in die geheiligten Räume der königlichen Kaserne eingedrungen sind, um mit den Rekruten des Majors ein Tänzchen zu riskieren. Die Kinder haben sich der königlichen Trommeln bemächtigt und machen einen greulichen Lärm, wobei sich besonders ein kleiner Bengel hervortut. Der Major kommt überraschend hinzu und stellt ein Verhör an, bei dem sich offenbart, wie viel es wert ist, an „höherer Stelle" geboren zu sein[46]):

> „So! Sie ist also die pflichtvergessene Person, die, anstatt mit den Kindern in Gottes freier Luft spazierenzugehen, in die königliche Kaserne schleicht, um ihrer Tanzlust zu frönen, während sie dieses unartige Kind, das eine Aufsicht so nötig hat, sich selbst überläßt?

Bei welcher Herrschaft ist sie? Wem gehört dieser Schlingel?" „Bei des Generals von Hammerbach Exzellenz bin ich!" sagte die unglückliche Person mit niedergeschlagenem Blick. „Gerechter!" rief der Major und faßte an die Pickelhaube, „bei seiner Exzellenz, dem Herrn General von Hammerbach? Und dieses liebenswürdige Kind, das sie so greulich vernachlässigt, ist sein Sohn?" „Ja", sagte das Mädchen schlicht, und der Adjutant schauderte. „Trommle Du ruhig weiter, mein liebes Kind!" fuhr der Major fort, „ist es nicht erstaunlich, wie dieser junge Herr schon so vortrefflich trommeln kann? Das ist ja in der Tat ein kleines militärisches Genie! Nicht wahr, lieber Stiefeler?" (damit meinte er den Adjutanten). „Erstaunlich!" bestätigte der Adjutant und behielt die Hand an der Pickelhaube."

Um übrigens bei den gesellschaftlichen Anschauungen der Zeit zu bleiben: es ließ sich nicht leugnen, daß auch die Kinder untergeordneter Schichten des Volkes manchmal Vorzüge hatten, welche ihnen nach der gesellschaftlichen Rangordnung eigentlich nicht zukamen.

„Das war ihr Kummer, daß ihre eigenen Kinder, die Töchter eines Regierungsrates, eines Kanzleirates und mehrerer Hofräte von der Tochter einer Gemüsehändlerin verdunkelt wurden. Und dabei dachten sie, es sei doch eigentlich sonderbar von dem lieben Gott, daß er diesen Mädchen der unteren Regionen Anstand und sittsames Betragen erteilt, Mädchen, deren Eltern doch gar keiner Rangklasse angehörten, ebenso viel, ja oft noch mehr Schönheit des Körpers gegeben als ihren Nachkömmlingen, hervorgegangen und gezogen, in die Welt eingeführt und bewundert unter dem Schutze der vierten bis achten Rangklasse."[47])

Es scheint immerhin nicht leicht gewesen zu sein, sich im Rahmen dieser gehobenen Klassen zu bewegen. Bei manchem dauert es einige Zeit, bis er sozusagen warm wird. Hackländer hat sicher manche Bekanntschaft gemacht, an der er studieren konnte, bevor er folgende Zeilen schrieb[48]):

„Eine Zeitlang starrte der Besucher ziemlich nichtssagend vor sich hin, sah zuweilen seine Nachbarin an, schluckte dann einmal heftig, kratzte sich mit dem Knopf seines Spazierstöckchens rechts und links an der Nase und sagte endlich, nachdem er sich auch mit dem Hutdeckel das Kinn gerieben: „Ich versichere Sie, Frau Majorin, es ist heute verdammt heißes Wetter!"

Wenn er aber erst einmal den Anfang gefunden hat, dann plätschert seine Rede „munter und zierlich" dahin.

„So eine Teekonversation zu belauschen, macht einen außerordentlich komischen Eindruck. Das hustet und räuspert durcheinander, das kichert und lacht, die Tassen klirren, der Teekessel singt. Die alten Damen bilden um den großen Tisch den innersten Kern und sprechen über ernste Gegenstände. Die Jüngeren sitzen außen herum in verschiedenen Gruppen — leichte Vorposten, dem ersten Angriff des Feindes bloßgestellt. Dieser Feind im schwarzen Frack, in weißen Glacéhandschuhen, den Hut entweder ängstlich vor den Bauch gedrückt oder denselben schüchtern auf dem Rücken haltend oder kühn in die Seite gestemmt, attackiert die Vorposten und fängt auf der ganzen Linie an zu plänkeln.

„Charmant! — Köstlich! — Deliciös!" knallt es von allen Seiten. — „Finden Sie nicht auch, mein Fräulein? — Gewiß! — Superb! —

Sie sehen, wie ich lache! — Oh, das kann nicht Ihr Ernst sein! — Auf Ehre! — Auf Seele! — Sie Unausstehlicher! — Großartig, ich versichere Sie! Bei Gott! — Reizend! — Überirdisch! — Himmlisch schön! —" und dann lacht es wieder, und in einer Viertelstunde oder noch früher ist die äußere Vorpostenkette durchbrochen, die jungen Leute im schwarzen Frack und in Uniform schlagen sich kühn durch die Vorposten hindurch mit einer ganzen Menge von . . . „Bitte um Entschuldigung! — Erlauben Sie! — Bitte recht sehr! — Mit Vergnügen!" und greifen das Zentrum an, das ruhig und gefaßt diesen Angriff erwartet."[49])

Und werfen wir noch einen Blick auf die Gäste, die eigentlich dieser gehobenen Rangklasse nicht angehören, aber „kraft ihres Geistes" von einer schwärmerischen Hausfrau zugezogen worden sind[50]):

„Wessen Herz beginnt nicht höher zu schlagen, wenn es diese erlauchten Namen hört? Dort unser genialer Wolfsohn, der Verfasser mehrerer klassischer Dramen, dort Löwenthal, neben ihm der unvergleichliche Smaragdstein, unser großer Lyriker, an seiner Seite der zarte Goldenstein, dort Abendstein, der Lustspieldichter, hier Morgenstein, der Komponist, an seiner Seite unser vielgenannter Silberstein, der größte Maler seiner Zeit, Deutschlands Stolz und Deutschlands Hoffnung.

Leider sehen wir uns genötigt, auch andere Namen neben diesen volltönenden und herrlichklingenden zu nennen. Wir sagen: leider! Denn wie kann ein einfacher Name wie Müller, Schmidt, Früh, Spät, Groß oder Klein anklingen neben den gewaltig dahinrauschenden wie Smaragdstein, Goldenstein, Abendstein, im Gefunkel der Edelsteine, im Klange der Metalle, im Glanz des Abendrots einer untergehenden Literatur?"

Auch damals schon sah man es also ein, daß die deutsche Dichtung zu sehr mit fremdrassigen Elementen durchsetzt und von ihnen beeinflußt sei, und es ist bestimmt kein „Konkurrenzneid", sondern vielmehr Bedauern im nationalen Sinne, was H a c k l ä n d e r zu jenen k r i t i s c h zu nehmenden Zeilen veranlaßt. —

Aber auch der „Bürger" brauchte sein Vergnügen. Dazu diente einerseits der Sonntagnachmittag, andererseits war ein lauer Sommerabend der Erholung nütze. Hackländer äußert dazu in seiner sarkastischen Art:

„Der brave Bürger gedenkt sich am Sonntagnachmittag etwa auf einem benachbarten Dorf nach ausgestandener Hitze und reichlich genossenem Staub auf der Chaussee einen mittelmäßigen Kaffee für teueres Geld anzuschaffen."

Er genießt diesen Kaffee, wenn er zu den bevorzugten Gästen gehört, im „besseren" Zimmer:

„Dort waren die Wände schön verziert. Da prangte eine Geschichte der heiligen Genoveva mit Hirschkuh, Schmerzenreich und Golo, dem Grausamen. Alles sauber und bunt koloriert, mit schönen, rührenden Unterschriften, welche von den Bauern und den zahlreichen Frauen aufmerksam durchgelesen wurden. Das Honoratiorenzimmer hatte schon Sessel und an den Wänden die Bildnisse der königlichen Familie in einer saubern, im nahen Städtchen verfertigten Lithogra-

phie, welche nur den einzigen Fehler hatte, daß man nämlich bei ihrem Anblick auf die Vermutung kommen konnte, sämtliche Glieder dieser erlauchten Familie, wie sie her abkonterfeit waren, litten an leiblichen Gebrechen. Denn — während die einen schielten, hatten die andern einen verdrehten Hals oder hohe Schultern oder an Armen und Beinen verschiedene, bis jetzt unentdeckte Gelenke. Ja, seine Majestät der König, im grausamsten Waffenschmuck, saß auf einem Pferde, welches ruhig stehend, eine solche entschiedene Neigung zum Umfallen zeigte, daß ein getreuer Untertan nicht imstande war, dieses Bild ohne Schrecken anzusehen."[51])

Hier also verlebte man den Sonntagnachmittag, während der anbrechende Abend, wenn Vater ins Wirtshaus ging und Mutter mit den Vorbereitungen für das Essen beschäftigt war, der Jugend und einem Bummel durch die Straßen gehörte.

„Da gingen junge Bürgerstöchter zu fünf und sechs Arm in Arm, und diese große Zahl war es, welche sie so keck machte, ohne Begleitung ihrer Brüder und Väter, die im Wirtshaus saßen, an diesem Abend zu lustwandeln, welche sie vor allerlei Unannehmlichkeiten bewahrte und sogar vor üblen Nachreden."[51])

Aber es gibt auch was zu sehen auf dem Bummel:

„Jede der anständigen Bürgerstöchter stieß ihre Nachbarin mit dem Ellbogen an, sie blickten einander fragend in die Gesichter, als wollten sie sagen: Hast Du es denn auch gesehen? War es in der Tat Stadtrats Karoline, die dort eben an uns vorbeiging, am Arm eines jungen fremden Menschen, die es wagt, sich schon jetzt öffentlich mit ihm auf der Straße zu zeigen, bevor vierhundert alte, vertrocknete Jungfern und dreißig Dutzend Kaffeeklatschgesellschaften die eben erst begonnene Brautschaft zwischen ihren alten, wackligen Zähnen zermalmt und feierlich angenommen und verkündigt haben? Sie war von jeher etwas gemein, Stadtrats Karoline, etwas frei in ihren Äußerungen, und wenn man mit der christlichsten Milde und Liebe das Boshafteste über seinen Nebenmenschen verbreitete, dem man im Augenblick zuvor warm die Hand gedrückt, so wagte sie es zuweilen, nicht nur nicht mit einzustimmen, sondern sie hatte sich schon unterstanden, die Tugend einer Sängerin oder Tänzerin zu verteidigen oder das Betragen einer Nähterin oder Putzmacherin in Schutz zu nehmen. Solche lockeren Grundsätze müssen bestraft werden, und die echt untadelhaften Jungfrauen aus dem Bürgerstande, die mit den ebenso echt untadelhaften Ladengehilfen dort im Gespräch begriffen sind, einem Gespräch, vermischt mit unterschiedlichen Händedrücken und schmachtenden, begehrlichen Augen, klopfen sich selbst an ihre verschiedenen Busen und sagen, wenn auch mit anderen Worten: „Wir danken Dir, Herr, daß wir nicht sind wie jene . . ."[52])

Den Kleinstadtklatsch hatte Hackländer in seiner Stuttgarter Zeit als ganz besonders unangenehm empfunden. „Ausländer", der er war, Zeitungsschreiber und noch dazu Freund einer Schauspielerin vom Hoftheater, hatte er bei den Stuttgartern in gesellschaftlicher Hinsicht einen schweren Stand. Alle namhaften Zeitgenossen bezeugen jene „kleinliche Klatschsucht" und den „Neid der Mißgunst", das „unbegrenzte Mißtrauen", das damals jedem begegnete, der nicht „geborener Nesenbacher" war. Obgleich Hackländer in diesem Milieu den

weitaus größten Teil seines Lebens verbrachte, ist er hier nie heimisch geworden. Stets hat man ihn dort als Fremden betrachtet, „dem nicht weiter zu trauen, als man ihn unter Augen hat". —

Wer eine so weit gehende optimistische Lebensauffassung hat wie Hackländer, setzt sich auch ein für Leute, die im Leben etwas erreichen. So zeigt der Autor eine besondere Vorliebe für geschäftstüchtige Frauen aus dem Volk, in denen sich das aufstrebende Bürgertum darstellt, das mit wachsendem Wohlstand seinen Anteil auch am gesellschaftlichen Leben fordert. Er wirkt revolutionär, wenn er den Kastengeist an den Pranger stellt und sich einsetzt für das Lob solcher Menschen, die den Angehörigen gehobener Schichten der Gesellschaft fast unrein — als „Parias" sozusagen — erschienen und als solche behandelt wurden. Sein Werk verträgt in der liebevollen Art der Milieuschilderung und in der plastischen Darstellung seiner Figuren auf literarischem Gebiet ebenso gut einen Vergleich mit einem reizvollen Kupferstich wie mit dem allermodernsten Kriminalroman, der sein ungewöhnliches Geschehen nicht sich aufdrängen läßt, sondern es durch feine satirische Züge ins Erträgliche mildert. Seine überlegene Art ist es denn auch, mit deren Hilfe ein Autor wie Hackländer der Gefahr, einen reinen Schauerroman zu schreiben, instinktiv aus dem Wege geht, eine Gefahr, die um so größer wird, wenn der Verfasser von einem Liebeserlebnis spricht, das durch verbrecherische Handlungsweise seines Zaubers beraubt wird. Hackländer erzählt zum Beispiel, wie ein skrupelloser Mensch dem ältlichen Fräulein Clementine, von der er weiß, daß sie ein bißchen Vermögen besitzt, einen Liebesbrief schreibt Gleichzeitig aber hat er durchblicken lassen, er könne sie nur heiraten, wenn sie bereit sei, ihm mit Geld „unter die Arme zu greifen". Fräulein Clementine ist verblendet genug, an die Liebe des jungen Mannes zu glauben, und hat sich sofort auf den Weg gemacht, das Geld von der Bank zu holen. Frau Schoppelmann aber, Fräulein Clementines Wirtin, durchschaut die Absichten des gewissenlosen Menschen, und während sie auf dem Markt an ihren Gemüsestand tritt, geht ihr der Brief gar nicht mehr aus dem Kopf[53]):

„Frau Schoppelmann war mit keinem geringen Zorn auf den Markt zurückgekehrt. Das sonst so ruhige, gleichmütige Gesicht der dicken Frau glühte vor Hitze und Aufregung. Sie schnaubte wie ein überhitztes Dampfboot, die dunklen Bänder ihrer Haube flatterten hinter ihr drein wie ein schwarzes Segel. — Wie hatte noch jener angebliche „Johannes Müller" geschrieben?

„Angebetete Clementine!

Wie stehe ich vor Ihnen, in Gedanken nämlich, oder vielmehr, wie sitze ich vor Ihnen an meinem Schreibtisch, die Feder in zitternder Hand haltend, das Papier mit meinen Tränen benetzend! Bis jetzt

wußte ich noch nicht, daß auf dieser verderbten Welt noch wirkliche Engel umherwandelten zur Lust und Freude, ja zum himmlischen Troste des bedrängten menschlichen Herzens!

Sie reichten mir die Hand, teuerste Clementine, oh mißverstehen Sie mich nicht! Ihre Hand — bildlich gesprochen! An dem gähnenden Abgrund der Armut und Verzweiflung, in welchen ich mich hineinstürzen wollte, traten Sie auf mich zu . . . Tränen ersticken meine Stimme, ich kann nicht weiterschreiben. Aber wen das Unglück verfolgt, den schlägt es darnieder, wenn ihn auch gleich Engel schützend umgeben. Mein unglücklicher Onkel glaubte sich durch die Hilfe, welche von Ihnen so großmütig gespendet wurde, einigermaßen retten zu können — umsonst! — vergebens! — umsonst! Schlag auf Schlag trifft ihn ein hartes Schicksal und mich mit ihm. Der Himmel erbarme sich seiner acht unglücklichen Würmer! Leben Sie wohl, Clementine! — Meinen nächsten Brief erhalten Sie — denn ich gehe mit dem Onkel — aus den Mauern des Gefängnisses! Oh, es ist entsetzlich!

In Verzweiflung

Johannes Müller."[54])

Die dicke Gemüsehändlerin hatte recht, wenn sie das Schreiben, dem man von weitem ansah, daß es erlogen war, und nur mit der Sentimentalität einer alten Jungfer rechnete, für eine Unverschämtheit erklärte. So folgt denn auch — wie man immer die Neigung hat, die gute Sache über den Bösewicht triumphieren zu lassen — die Strafe auf dem Fuße, besonders dann, wenn es sich um einen Fall von Erbschleicherei handelt. Sie wird in älteren Romanen vielleicht deswegen mit großer Vorliebe behandelt, weil sie immer wieder einen tragfähigen Hintergrund für die Darstellung edler und schlechtester Charaktere liefert, ohne die ja das Schwarz-auf-Weiß-Spiel derartiger Geschichten überhaupt nicht durchzuführen wäre. In diesem Moment, aber nur für einen kleinen Augenblick, rechtfertigt der Autor den Vorwurf, auch er habe sich zu Eigenarten des Schauerromans verführen lassen (weil sie publikumswirksam waren). In diesem Augenblick wird Hackländer trivial:

„Beim Anblick dieses wohlbekannten Päckchens durchfuhr ein Schauer den Körper des Justizrates. Seine Wangen entfärbten sich, seine Augen blickten starr daraufhin. Ja, er wich vor Eugen zurück, der ihm nähertrat, zurück in die Ecke des Gemaches, bis gegen die Fensternische. Doch fuhr er da mit einem Schrei der Angst, ja der Verzweiflung zurück.

Der herbstliche Wind, der um das Schloß jagte, drückte mit voller Kraft einen der schweren Fensterflügel auf und wehte in das Zimmer hinein, die Kerzen auf dem Kamin auslöschend und die schweren Fenstervorhänge aufhebend, daß sie emporwallten und rauschend wieder niederfielen.

Dabei schienen den Justizrat schreckliche Erinnerungen zu überwältigen. Denn einen Augenblick schaute er sich entsetzt um nach dem geöffneten Fenster, als erblicke er dort etwas Furchtbares. Dann aber raffte er sich gewaltsam empor und stürzte nach der Türe, durch die er verschwand. Der junge Mann blickte wie dankend gegen den Himmel, und die edelsten und schönsten Gefühle zogen durch sein Herz."[55])

Daß Hackländer Zeitungsmann ist, geht aus manchen aktuellen Bemerkungen innerhalb seiner Romane hervor. Es spricht für die Lebensnähe seiner Darstellung, daß er den Gang der Handlung mit Notizen über Vorkommnisse des unmittelbaren Alltages würzt.

„Darf ich fragen," sprach der Schneider, „welche Arbeit Sie soeben beendet? Ein neues, unsterbliches Werk, ein Kapitel eines Romans, einen Akt einer Tragödie?" „Für dieses Mal ist es nur eine geringere Arbeit," erwiderte der Doktor, „eine kleine Theaterrezension." Der Schneider nahm das Blatt und las: Sonntag, den 4. Mai, „Robert der Teufel" von Meyerbeer. — „Das ist ja erst heute abend?" rief er mit ziemlichem Erstaunen. „Allerdings," bemerkte der Doktor sehr ruhig, „es ist das eine Rezension für die Vorstellung, welche heute abend stattfindet. Dieselbe wird wohl bis zehn Uhr dauern, und nachher habe ich nicht Zeit noch Lust, das Ding zu schmieren." „Aber wie kann man so etwas im voraus machen?" meinte Herr Dubel, worauf der Doktor entgegnete: „Bei einer Theaterrezension kommt es für den Kritiker nicht so genau darauf an, wie jene Vorstellung wirklich gewesen. Man folgt dabei dem Schema, daß man sich selbst gemacht hat. Seine Freunde lobt man natürlich, seine Feinde setzt man herunter, mögen sie nun gespielt haben, wie sie wollen, das ist ganz gleichgültig." „Ah so!" sagte der Schneider mit ziemlich langem Gesicht, „also schreibt man Kritiken, ohne zu wissen, wie die Künstler gespielt haben?" „Auf alle Fälle," entgegnete der Doktor, „das bleibt ausgemacht, Unrichtigkeiten kommen natürlicherweise häufig genug vor, auch wenn man die Sache noch so gründlich betreiben wollte. Die meisten Rezensionen werden um das tägliche Brot geschrieben, und da muß man in dasselbe Horn mit dem Eigentümer des Blattes blasen. Andere schreibt man, wie gesagt, um seine Freunde zu erheben, um seine Feinde zu ärgern, das ist einmal Herkommen, eine gewisse Überlieferung. Glauben Sie nur, teurer Freund, unter hundert Kritikern versteht kaum einer etwas Gründliches davon. Mich wundert nur eins: wie nämlich Künstler und Publikum so dumm sein können, auf Rezensionen etwas zu geben . . ."[56])

So weit Hackländers Meinung zur Frage der Theaterkritik. Da er aber gerade dabei ist, über das Theater zu sprechen, so läßt er sich die Gelegenheit nicht entgehen, auch dem Publikum einige Worte der Ermahnung zu widmen:

„Liebes Publikum, wir bemerken mit Schmerz, daß wieder sehr viel geplaudert wird, und daß wieder außerordentlich viel Äpfel verspeist werden. Beides ist sehr störend, aber am allerstörendsten ist und bleibt es jedenfalls, daß ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum es nicht erwarten kann und ruhig sitzen bleiben, bis der Vorhang am Schluß des letzten Aktes fällt. Dieses Aufstehen, Scharren, sich Bewegen ist ein Raub am wahren Musikfreund, der sein Geld doch bezahlt hat, um das ganze Stück zu genießen. Wird man diese Unanständigkeit nicht endlich einsehen lernen, glaubt man vielleicht, Dichter und Komponist hätten ihre Stücke so eingerichtet, daß es erbaulich sei, den Schluß derselben durch unausstehlichen Spektakel accompagniert zu sehen?"[57])

Optimismus und gutmütige Lebenshoffnung offenbarten sich in Hackländer schon früh. Als lebenslustiger Mensch immer der Unternehmer und gewandte Anordner kleiner Festlichkeiten im Freundeskreis, gab er für diesen Kreis sogar eine

humoristische Zeitschrift heraus. Er stellt eine Art von Sonntagsmenschentum dar, das sich nicht fortreißen läßt von der Jagd nach dem Glück, das Vertrauen genug hat, um sich zu sagen: es wird schon kommen, und zu solchen Leuten — kommt das Glück in der Tat!

„Ich habe mir oft gedacht, wenn ich viel Geld hätte, was das für ein Leben gäbe! — Zu erben habe ich eigentlich nichts," seufzte der Schneider, „und wenn die ganze Welt ausstürbe, so bekäme ich doch in rechtmäßiger Weise keinen Kreuzer. Aber die Lotterie ist mein Trost und meine Hoffnung!" „So? spielt Ihr in der Lotterie?" fragte die Kiliane. „Das nicht!" entgegnete der Schneider, „man muß das Glück seinen eigenen Weg gehen lassen, ihm beileibe nicht vorgreifen! Ich habe auch kein Geld dazu. Doch denke ich immer, ich bekomme einmal ein Los geschenkt, und dieses Los gewinne — den höchsten Satz! Dieser Augenblick wäre wahrhaftig selig!"[58])

In seinem bedeutendsten und für die Epoche, in welcher er erschien, bezeichnendsten Roman „Europäisches Sklavenleben" (1854) betrachtete Hackländer später das durch die Beecher-Stone mit „Onkel Toms Hütte" (1852) in ganz Europa hervorgerufene Mitleid mit den unglücklichen Negersklaven in Amerika von neuem auf seine leicht ironische und gefällige Art, indem er in den verschiedensten Gesellschaftsschichten Deutschlands Typen zeigte, die nicht minder unter drückenden Fesseln standen als die armen Opfer der virginischen Pflanzer. Doch auch in seinen „Namenlosen Geschichten" schon finden sich Äußerungen, die vielleicht überschwänglich sind, aber doch beweisen, daß hier ein Autor am Werke ist, der Menschenfreundlichkeit besitzt, nicht aber heuchelt, um durch Ballung sozialer Fragen so zu tun, als ob sein Werk aus Menschenfreundlichkeit geschrieben sei[59]):

„Das Kind war sehr krank. Ein wildes Fieber tobte durch sein Gehirn, sein Puls flog, seine Schläfen brannten . . .

Oh, es ist etwas Jammervolles, so ein armes kleines Kind leiden zu sehen, jammervoll für den andern, entsetzlich, herzzerreißend für eine Mutter.

Man denke sich die Gefühle dieser armen Mutter, die allein bei ihrem Kinde ist, allein den ganzen Tag, die lange Nacht. Denn sie hat keine Verwandten in der Stadt, ja nicht in dem ganzen weiten Land. Eine Mutter, die von keines andern Munde einen liebevollen Trost erfährt, die zu niemandem sagen kann: „Sieh mein Kind an, ich glaube, es schläft ruhiger, befühle auch Du seine Händchen, mir scheint, sie sind nicht mehr so brennend heiß. Eine arme, arme Mutter, die während sie am Lager ihres Kindes sitzt, in ihren Gedanken gierig an die Heilmittel denkt, die es für ihr Kind wohl geben könnte, wenn sie imstande wäre, sie anzuschaffen."

Das ist gewiß sentimental, aber als Äußerung der an Hackländer gerühmten Innigkeit edler Empfindung durchaus zu verstehen. Als Zugeständnis an den Wunsch seiner Leser, der Erzählung ein „happy end" zu geben, muß man es dagegen betrachten, wenn er die Geschichte zu folgendem

glücklichen Abschluß bringt: Der Vater des Kindes bewohnt den Palast nebenan, in dessen Fenster die verlassene Mutter von ihrer Dachkammer aus beinahe hineinsieht! Da muß ja dann wohl, nachdem sie eine gehörige Zeitlang nebeneinander gewohnt haben, ohne sich gegenseitig zu erblicken, eines Abends der Augenblick kommen, in dem sie sich treffen, wo der Verführer bereut und die Verlassene ein paar Stunden darauf zur „Gräfin von St. Alban" erhoben wird, um mit dem Segen des ahnungsvollen Oheims ein spätes, schwer errungenes Glück zu erleben.

Hier stehen Gegensätze einander gegenüber, Momente, von denen das eine auch bei uns noch Anklang findet, während das andere für unser Gefühl in die „Dreigroschenoper" gehört. —

Im Laufe seines wandlungsreichen Lebens ist Hackländer auch Schauspieler gewesen. Als er mit seinen ersten schriftstellerischen Versuchen keinen rechten Anklang fand und Lust zeigte, zur Bühne zu gehen, beschäftigte ihn ein befreundeter Spielleiter als Statisten und in stummen Rollen, sodaß der angehende Dichter sich „Mitglied des Hoftheaters" nennen durfte. Als einer der Schauspieler erkrankt war, ließ ihn dieser gute Freund bei einem Gastspiel von Eduard Devrient sogar als „Fortinbras" in der letzten Szene des „Hamlet" auftreten. Das war „ein energischer Versuch", wie sie sagten, in der Wirkung aber „ein Begräbnis erster Klasse". Der Debütant, der, bei allem Heldenmut in den Tagen vorher, nur auf strengste Weisung seines Spielleiters überhaupt zum Auftreten zu bewegen gewesen, bekam unüberwindliches Lampenfieber, und als im entscheidenden Augenblick außerdem eine Schnalle an seiner Rüstung platzte, da war das Unheil nicht mehr zu vermeiden. Der Rest seines Auftritts ging in einigem Gestammel und im Sinken des Vorhanges unter. Mit der Bühnenlaufbahn war es schon am ersten Abend vorbei. Der Dichter hat auch dieses Erlebnis ziemlich wahrheitsgetreu in den „Namenlosen Geschichten" zur Darstellung gebracht[60]).

Um aber auf das Theater zurückzukommen: Hackländer wußte aus eigener Erfahrung, wie es mit der Karriere eines jungen Künstlers bestellt ist. Er kannte die Notwendigkeit des Liebeserlebnisses so gut wie die der Protektion, wußte auch, daß mancher Verzicht, manche Enttäuschung und manche scheinbare Brutalität anderen Menschen gegenüber dazu gehörte, um diese Karriere zu machen[61]):

> „Laut sprach man im Parterre und in den Logen von der vortrefflichen Musik und dem neuen Komponisten, und die Gesellschaft, welcher er hie und da etwas vorgespielt, war stolz darauf, solches Talent geahnt zu haben, und manche sah man bei den lieblichen Melodien selbstzufrieden den Kopf wiegen, als wollten sie sagen: Publikum, Du verdankst uns diesen Abend. Wenn wir den jungen Künstler nicht in unsere Gesellschaft gezogen hätten, ihn nicht aufs

kräftigste mit Tee und Butterbroten protegiert, so hättest Du auf den heutigen, köstlichen Genuß verzichten müssen. —

Wo aber war in diesem Augenblick das Mädchen, das dem jungen Manne treu zur Seite gestanden, jenes edle Herz, das untergegangen war, das sich selbst geopfert hatte, um den Geliebten zu erheben? War sie vielleicht in jenen glänzenden Logen, bedeckt mit Brillanten, deren Glanz vor dem Schimmer ihrer Augen erblichen wäre? War sie dort, wo der beste Platz eben gut genug gewesen wäre, für ihr aufopferndes, edles, reines Herz? — Nein, sie war nicht da, es war ihrer Seele nicht vergönnt, unter jenen lieblichen Melodien, die sie gekannt und gepflegt, unter jenem Beifallssturm zu erschauern und zu erzittern. Sie war verschwunden, spurlos verschwunden! Untergegangen wie rosige Glut des Abends, verflogen wie der Duft eines ganzen Blütenwaldes."

2c. Karl Gutzkows „Ritter vom Geiste".

Nachdem die „Deutsche Allgemeine Zeitung" von Brockhaus im Jahre 1844 zu Leipzig den ersten vollständigen Fortsetzungsroman in einer deutschen Zeitung hatte erscheinen lassen, brachte sie sechs Jahre später das Werk eines damals schon weit bekannten deutschen Verfassers, Karl Gutzkows umfangreichen sozial-politischen Roman „Die Ritter vom Geiste". In ihrer Morgenausgabe vom 28. Juni 1850 kündigt die Zeitung den neuen Roman folgendermaßen an:

„Zum ersten Male wird eine deutsche Zeitung in ihren Spalten ein Originalwerk veröffentlichen, das in seinem Umfange nur mit ähnlichen Erscheinungen in England und Frankreich verglichen werden kann. Von Kapitel zu Kapitel die gebildete Leserwelt auf das lebendigste anregend, hat der Verfasser ein großartiges Gemälde deutscher Zustände aufgerollt und mit kräftigen Pinselstrichen eine Fülle von Charakteren entworfen, in denen man die Richtungen und geheimsten Lebensbedingungen unserer Zeit erkennen wird . . . Die Absicht des Dichters, für die zerstreuten und entmutigten Hoffnungen der Zeit ein Banner der geistigen Sammlung aufzustecken, wird ihren Zweck nicht verfehlen. Die Verlagshandlung kann verbürgen, daß in geistreicher Anregung und spannender Unterhaltung „Die Ritter vom Geiste" sich dem Gelungensten anschließen, was auf dem Gebiete der erzählenden Darstellung sowohl in Deutschland wie im Auslande geleistet worden ist."

In diesem Roman, der also ab Juli 1850 im literarisch-artistischen Beiblatt der Zeitung erschien, zeigt Gutzkow, daß er sich auf die Kunst der Menschendarstellung versteht wie unter den Romanautoren der Zeit nur wenige. Gestalten wie Hackert, Justizrat Schlurck, Leidenfrost, Luise Eisold wirken auch heute noch wie Menschen, die der Leser irgendeinmal in nächster Vertrautheit kennengelernt hat. Wir brauchen uns gar nicht vor Augen zu halten, daß Gutzkows Leserschaft eifrig nach „Urbildern" forschte. So verglich man zum Beispiel Propst Gelbsattel mit dem Theologen Hengstenberg, Voland von der Hahnenfeder mit dem katholischen Politiker und späteren Minister Radowitz, Rochus von Westen mit dem Diplomaten

von Prokesch-Osten, Oberkommissar Pax mit dem 1848 berüchtigten Konstablerobersten Patzke, wie man Pauline von Harder mit der Gräfin Hahn-Hahn, Frau von Trompetta mit dieser oder jener Berliner Hofdame in Beziehung brachte. Diese Charaktere leben, auch wenn von ihren vermeintlichen Urbildern nichts bekannt ist[62]). Daß der aktuelle Beigeschmack seinem Leserpublikum gefiel, war dem Verfasser nicht unbekannt; er regte das Interesse an und erhöhte die Spannung. Die Tatsache, daß der Roman an den bekanntesten Örtlichkeiten Berlins spielt, daß das Schloß Sansregret nichts anderes als Sanssouci, das Ballokal Fortuna das Krollsche Unternehmen, die Maschinenfabrik mit den Werkstätten Borsigs identisch war, konnte die Gegenwartsnähe nur erhöhen.

Der Roman schildert die Reaktionszeit der Jahre 1849/51. Er bietet ein allerdings einseitiges Bild der damaligen Zeit, enthält aber eine nicht unverdiente Satire auf die pietistischen Hofkreise. Die Intrigen und Schwächen jener Kreise, die oft unter frommen Phrasen nur notdürftig versteckt waren, die Streberei und Kriecherei dort oben, die Verachtung gegenüber Andersdenkenden — das alles wird mit großer Lebenswahrheit geschildert. Dem kleinlichen und engen pietistischen Konventikelwesen stellt Gutzkow einen Bund der „Ritter vom Geiste" gegenüber. Dieser wird aufgebaut auf dem Ideal politischer, sozial gefärbter Freiheit und soll sich zu einer neuen Religionsgemeinschaft entwickeln, deren Kultformen der Zukunft vorbehalten bleiben. Die Zukunftsreligion der Ritter vom Geiste charakterisiert sich dem Pietismus gegenüber im Sinne einer individuellen Gefühlsreligion, die der modernen Bildung entspricht und an die Vernunft keine unberechtigten Zumutungen stellt. Eingehend spricht sich im dritten Kapitel des siebenten Bandes Murray über Läuterung und Versöhnung aus. Er gesteht aus der eigenen Erfahrung, daß er eines „Mittlers" bedürfe: „Der Mittler Jesus, den uns das Christentum bietet, sprach zu mir wie ein verborgener Freund. Er sagte mir nichts von dem, was man wohl so gewöhnlich in Kirchen hört. Er sagte mir: Du bist ein Mensch und hast gesündigt. Deine Bahn war gestört, aber vielleicht führte Dich die Störung auf den rechten Weg, den Du nie gefunden hättest, wenn Du ohne Innerlichkeit als leidlich guter Mensch so fortgegangen wärest." Murray schließt sich keiner Sekte an, denn „wiedergeboren im Geiste kann man nur in sich selber werden". (VII. 58 ff.) Der Bund der Ritter vom Geiste soll gleichbedeutend sein mit einem Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Mißbrauch der physischen Gewalt. Es gibt — so ist der Gedankengang dieser Ritter — eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so tief in der Menschen Brust begründet sind, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann. „Auf diese Begriffe hin

reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin nur noch leben und sterben zu wollen. Ein solcher Bund des freien Geistes nur fünfzig Jahre in Wirksamkeit und die Streitfragen werden vereinfacht, die alten, wie Schlinggewächse wuchernden Unbilden werden von selbst verdorrt und zusammengefallen sein." (I. 270 ff; 5, 11)

Soviel über Gutzkows religiöse und sozial-politische Gedanken, die das Werk auf große Strecken erfüllen. Sie allein hätten wohl kaum die breite Leserschaft gewinnen können, die der Autor nicht weniger brauchte als seine Zeitung. Und so ist denn auch die satirisch-ironische Seite des Werkes entsprechend ausgeprägt. Es gilt vor allem, Opposition zu machen, Opposition gegen die Reaktion, die auf den Trümmern der zerstörten Freiheitsideale der Achtundvierziger den alten Polizeistaat wieder aufzurichten bestrebt war. Der Mangel an Realismus, der der Zeit vor Bismarck auf politischem Gebiet eigen ist, macht sich auch bei Gutzkows Geheimbund geltend. Wohltuend ist dagegen der ideale Optimismus, der trotz aller getäuschten Hoffnungen an seinen Grundsätzen festhält und von einem neuen Zusammenschluß aller Freigesinnten die Verwirklichung der politischen, religiösen und sozialen Freiheit erhofft.

Der Roman hat aber noch eine andere bemerkenswerte Seite: Der Gegensatz zum pietistischen Hofchristentum der damaligen Zeit hat Gutzkow dazu geführt, ein helleres Licht auf die sozial tiefstehenden Volksklassen fallen zu lassen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Joh. Proells[63]) rühmt:

> „Gutzkow hat hier zum ersten Mal unserer Nation gezeigt, wie viel Armut und Elend, Verführung und Laster, aber auch wie viel Tüchtigkeit und Tugend in den Dachkammern und Kellerstuben der deutschen Großstadt haust, über welche die vornehme Welt sich bis dahin gewöhnt hatte, kalt hinwegzusehen."

Von besonderem Wert ist an diesem Roman, daß uns die Humanität hier nicht nur in Theorien der Gebildeten entgegentritt, sondern in verständnisvoller Anteilnahme an der sozialen Lage der ärmeren Volksklassen[64]).

Gutzkow wollte, wenn auch nicht ein Panorama der Zeit, so doch „ein gutes Stück von dieser unserer alten und neuen Welt" zur Darstellung bringen[65]). Angeregt von allem, was der Tag brachte, in allen Phasen der Zeitgeschichte seit seinem politischen Erwachen 1830 eng vertraut und auf das tiefste ergriffen von der politischen Bewegung, mußte auch er sich in einer Zeit, in der so viele sich zu Rettern des deutschen Volkes aufwarfen, zu einer politischen Mission berufen fühlen. Er schließt sich in seiner Darstellung, ohne diese Tatsache zuzugeben, sowohl an Eugène Sue an, dessen Romane er kennt und erwähnt, wie er auch den Werken des allerdings späteren Emile Zola nahekommt, die für ihn geradezu „Evangelien" wurden,

und mit denen seine „Ritter vom Geiste" in vielen Fällen übereinstimmen. Mit Sue teilt Gutzkow das Milieu: seine „Ritter vom Geiste" geben eine Wanderung durch das Innere der Großstadt bis in die dunkelsten Straßen und in die versteckten Hinterhäuser. Der Gegenstand, um den sich die Handlung in Sues Roman „Der ewige Jude" dreht, ist das gemäß dem Testament des Rennepont zu verteilende Erbe. Eine Parallelstellung dazu nehmen bei Gutzkow Testament und Erbschaft des Hugo von Wildungen und der berechtigten Erben ein. Um die Erbschaftssache gruppieren sich in beiden Romanen religiöse und politische Auseinandersetzungen. Zwei große Familien, im ewigen Juden physisch, in den Rittern vom Geiste geistig verwandt, wollen diese Erbschaft antreten. Sie müssen durch hundert Hindernisse hindurch, ehe sie zu dem in beiden Fällen mit dem Nimbus des Uralten umgebenen Erbe gelangen. Das wichtige Testament ist in einem alten Hause eingemauert, und beide Testamente verbrennen im letzten Akt, wo sie endlich nach langen Kämpfen in die Hände der rechtmäßigen Erben übergehen sollen. Trotz dieser weitgehenden Übereinstimmung aber verwahrt sich Gutzkow ausdrücklich dagegen, den Franzosen nachgeahmt zu haben, und wendet sich dabei folgendermaßen direkt an seinen Leser:

> „Tu mir nicht von vornherein das Unrecht an und sage: ich hätte in meinen über das übliche deutsche Maß hinausgehenden Werken die Franzosen nachahmen wollen! „Der ewige Jude", „Die Geheimnisse von Paris" sind deshalb geschrieben worden, weil in dieser Zeit, wo alles spricht, Menschen, die geneigt sind, zuzuhören, eine Eroberung sind. Diese glücklichen Zeitungseroberer von Paris haben ihre Beute nicht wieder wollen fahren lassen und führten deshalb den Stil ein, den sie von den Taschenspielern auf Jahrmärkten entlehnten, die ihre Produktion von heute immer mit einer Ankündigung auf morgen schließen. Die Feuilletonromane, wie man sie drüben überm Rheine nennt, oder die Fortsetzung-folgt-Romane, wie man sie nennen sollte, sind für große Kinder geschrieben, zu denen man sagt: Heute war alles schön, morgen wird es noch schöner werden. Also das nicht, lieber Leser!"

Was den Vergleich mit Emile Zola angeht, so versuchte der Franzose in seinen bereits erwähnten Romanen, das System des französischen Sozialisten Fourier in das praktische Leben umzusetzen. Mit dem Pathos des Propheten verkündete er, daß die Arbeit keine Last für den Menschen bedeuten solle, sondern bei richtiger Organisation die Lebensfreude zu erhöhen vermöge. In Gutzkows Roman bringt einer der Hauptthelden, Prinz Egon von Hohenberg, jene Fourierschen Anschauungen in seine deutsche Heimat mit, durch seinen Freund Louis Armand und in seinem ganzen Lebenskreise werden sie verwirklicht.

Gutzkow war allerdings Dramatiker. Das zeigt sich in seinem Streben nach Handlung. Da er wußte, daß sein Roman in der Zeitung erscheinen werde, ging sein Streben aus diesem

Grunde anfangs nicht weniger dahin, die Welt der Leser zu packen und zu fesseln. Er wußte, daß sie ohne den Reiz einer spannenden Handlung nicht ausharren werde, aber er hat seine Aufgabe als Autor eines „Zeitungsromans" ebenso wenig gelöst, wie wenn er den Roman ohne Hinblick auf die Zeitung hätte schreiben sollen. Seine Darstellungsmittel sind die gleichen wie die von Sue: Gespräche, Erzählungen, Briefe, Geständnisse, Reflexionen, die über Gleichzeitiges, Vergangenes oder sich bald ereignende Dinge Aufschluß geben, Bekenntnisse, die die Vergangenheit und die handelnden Charaktere beleuchten. Um den Leser wachzuhalten, überspringen Sue wie Gutzkow durch ein vorstoßendes Kapitel hier und da räumlich und zeitlich dazwischenliegende Strecken und tragen das, was sie dadurch versäumt haben, in langatmigen Kapiteln nach. Gutzkow verlor sich schließlich in weitausholenden Gedankengängen. Sein Verhängnis, daß er ausschließlich auf den materiellen Ertrag seiner Feder angewiesen war und die Früchte seiner geistigen Arbeit, so wie sie ihm aus der ersten Intuition erwuchsen, der Öffentlichkeit preisgeben mußte, hat es ihm bei den „Rittern vom Geiste" nicht möglich gemacht, an dieses große Werk die vollendende Hand zu legen. Den zahlreichen Gegnern Gutzkows, denen er selbst gelegentlich kritisch entgegengetreten war, boten sich damit Blößen, die leichte Attacken ermöglichten, und es erhoben sich Stimmen genug, die gegen das Werk sprachen. Besonders war es der Mitarbeiterkreis der Zeitschrift „Die Grenzboten", in erster Linie deren Schriftleiter, Julian Schmidt[66]) und Gustav Freytag, die den Autor der „Ritter vom Geiste" und sein Werk zur Zielscheibe maßloser Angriffe machten[67]).

Planmäßige Überlegung, programmäßige Durchführung zeichnen Gutzkows Roman aus. Das ist umso mehr anzuerkennen als der Verfasser die Schicksale von nicht weniger als zwanzig Haupt- und ebensoviel Nebenpersonen nebeneinander abrollen läßt. Was aber den Charakter des Romans als Zeitungsroman anbetrifft, so ergibt sich schon aus der Tatsache, daß der Roman keine Zentralfigur besitzt, keinen Helden, der — gut oder böse — immer wieder im Mittelpunkt des Geschehens steht, um den sich die Geschichte dreht, daß wir es mit einem „Zeitungsroman" nicht zu tun haben. Gutzkow selbst geht in seinem Vorwort auf den allzu großen Umfang seines Werkes ein und bittet seine Leser um Geduld. Es werde eine lange, weite Wanderung werden, zu der er seine Leser auffordern müsse, sagt der Verfasser dort. Man solle sich mit Geduld rüsten und einem gut aushaltenden Gedächtnis. Nicht müde solle der Leser werden, wenn er unabsehbare Ebenen erblicke — unendliche Gebirgspässe, oder wenn sich die Landstraße plötzlich wie in den Wolken zu verlieren scheine. Auch das

beweist, daß die „Ritter vom Geiste" kein Zeitungsroman sind.

Wenn ein Zeitungsroman sehr lang wird und trotzdem seine Spannkraft nicht verlieren soll, so muß seine Handlung Schlag auf Schlag immer neue Höhepunkte bringen, geistige, vor allem aber Höhepunkte sensationellen Geschehens. Das ist hier nicht der Fall. Der Umstand, daß die Handlung gelegentlich einmal dramatisch belebt wird und aktueller Einzelheiten nicht entbehrt, kann daran nichts ändern. Trotz aller Belebung ist immer noch nicht jene wellenförmige Handlung erreicht, die wir von einem „Zeitungsroman" verlangen. Wenn wir von einem Zeitungsroman in modernem Sinne erwarten, daß er zeitungsgemäße Form mit zeitnahem Inhalt vereinige, seine Leser unter Ausnutzung seiner Spannungswerte an das Blatt binde und sie führe,[61]) dürfen wir Gutzkows Roman noch nicht zu denen rechnen, die allen diesen Bedingungen genügen. Die zeitungsgemäße Form zum mindesten müssen wir ihm absprechen. Zwar kann man am gelegentlichen Abbrechen der Handlung an spannenden Punkten, am Aufnehmen eines neuen Fadens, an den Spannung erregenden Überschriften einzelner Kapitel wie „Das Kreuz und das Kleeblatt", „Der Schrein im Tempelhause", „Der Gläubiger vom Throne" so etwas wie einen Ansatz zu wellenförmiger Handlungsführung wohl spüren, aber ebenso wie bei Sue ist diese Struktur des Romans im Verlauf des Geschehens keineswegs festgehalten. Die Gedankengänge des Autors und seine im Laufe der Entwicklung immer mehr zunehmende Weitschweifigkeit lassen die Handlung in den Hintergrund treten. Wenn — wie das gegen Ende des Romans der Fall ist — ein Brief absolut spannungslosen Inhalts allein 193 Zeilen in Anspruch nimmt (IX. S. 217—225), so ist das ein Zeichen dafür, daß der Autor Ansprüche an die Geduld des Publikums stellt, denen der Durchschnitt aller Zeitungsleser schon rein zeitlich nicht gewachsen ist. Gutzkow selber betont, daß die Form für ihn nur um des Gedankens willen gegeben werde, und damit sagt er zugleich, daß er keinen eigentlichen „Zeitungsroman" in unserem Sinne geschrieben hat. Viel zu stark sind die Gedankengänge des Werkes ausgesponnen, als daß der Roman auf die Dauer hätte fesseln können. Das ist aber, wie gesagt, gerade die Eigenart des Zeitungsromans, wie wir ihn sehen, daß er immer von neuem packt, ohne daß er deswegen unkünstlerisch zu werden braucht. Was die „Führung" anbelangt, so ergibt sich schon aus der Zusammensetzung seiner Leser, daß der Roman unseren Anforderungen in dieser Hinsicht keineswegs genügt. Die Tendenz der „Ritter vom Geiste" findet ihren Widerhall nicht in der breitesten Öffentlichkeit, sondern unter den Gebildeten, die für den von Gutzkow geforderten geistigen Zusammenschluß der Stände Verständnis besitzen.[62]) Für die große Masse der Leser mangelte es hier an Sensationen.

2 d. „Hamburger Nachrichten" und Robert Heller.

Für den Geschmack des Jahres 1792 sind unterhaltende und belehrende Artikel bezeichnend, die, wie auch in anderen Zeitungen, an der Spitze der „Hamburger Nachrichten" veröffentlicht und den Lesern häufig in zahlreichen Fortsetzungen aufgetischt wurden. So nehmen die „Species facti eines Prozesses zwischen einem Berliner Juden und dem Dichter Arouet-Voltaire" drei, die „Nachrichten von dem Kayserlichen Harem in Marokko" fünf Nummern ein. Zwei „Leitartikel", wenn man sie so nennen darf, erzählen die Geschichte eines zu Hamburg „im verflossenen Jahr" glücklich wiederbelebten Ertrunkenen. Andere bringen Mitteilungen von der Pforte und dem Zustand des ottomanischen Reiches. Dann kommen auch einmal Abdrucke aus dem Journal von und für Deutschland, die uns über die öffentlichen Bibliotheken in Hamburg zu unterrichten versuchen. Die Schicksale der Mannschaft des „Großvenor" nach dem Schiffbruch an der Küste der Kaffern im Jahre 1782 werden den Lesern in neun Fortsetzungen vorgesetzt. Und endlich widmet man auch dem Geschmack selbst eine längere Abhandlung.

Im Jahre 1800 bringt man dann unter der Überschrift „Vorschlag zur Sicherung gegen ein fürcherliches Übel" etwas über die Tollwut der Hunde. „Jugendstreiche und Abenteuer eines Bonvivants", „Etwas über das gelbe Fieber" und „Merkwürdiges Beispiel von der Treue eines Hundes" sind die Titel anderer Aufsätze. Auch „Wanderungen durch Hamburg" werden geschildert. Sie nehmen ebenso wie „Etwas über die Elbquellen" mehrere Fortsetzungen ein.

Wie man sieht, behandeln alle diese Artikel Gegenstände, deren Erörterung man heute unter dem Strich, also im Feuilleton vornehmen würde.

1813 nimmt eine Abhandlung über die kamtschadalischen Hunde als Zugtiere mehrere Fortsetzungen in Anspruch, ebenso eine „Anekdote aus dem dreißigjährigen Kriege".

In der langen Zeit der folgenden Jahre sind Fortschritte zu einem selbständigen Unterhaltungsteil bei den Hamburger Nachrichten noch nicht zu verzeichnen. 1850 jedoch erkennt man die Bedeutung eines neuen Begriffes: „Unter dem Strich".

Die Bezeichnung „Feuilleton" taucht in dem Hamburger Nachrichten noch nicht auf. Vielmehr wird einfach unter politische und sonstige Tagesnachrichten ein Strich gezogen, und was „unter dem Strich" steht, will etwas Besonderes sein, abhold aller Politik wie z. B. ein Bericht vom 3. Mai 1850 über die Industrieausstellung in Leipzig. Mit 18 Zeilen in der Spalte fing man an, ohne daß von einer ständigen Rubrik die Rede gewesen wäre.

Erst am 25. Mai vielmehr erscheint von neuem ein „Unterm Strich": Ledru-Rollins Bericht über den Verfall Englands mit 15 Zeilen in der Spalte. Dann folgt eine weitere Unterbrechung bis zum 10. Juni, wo, (in der Beilage) „eine diplomatische Studie" aus Paris herauskommt. Vom 11. Juni ab erscheint ein Bericht über die „Affäre von Eckernförde" mit Fortsetzungen. Es ist nicht ersichtlich, warum dieser Tatsachenbericht unter den Strich gesetzt wurde. Von einem „Feuilleton" im eigentlichen Sinne kann damals offenbar noch nicht die Rede gewesen sein. Immerhin sind Anfänge dazu nachweisbar. So erscheint z. B. am 24. Juni 1850 u. f. unter dem Strich eine kritische Betrachtung der „Großen Kunstausstellung" in Hamburg.

Einen für die Hamburger Nachrichten erfreulichen Fortschritt bringt das Jahr 1851. Es zeigt eine wesentlich höhere Einschätzung des Feuilletons, also größere Bewegungsfreiheit für die Mitarbeit an der Entwicklung der Kultur.

Äußerlich genommen dokumentiert sich das dadurch, daß dem Feuilleton ein größerer Raum zugewiesen wird, und das ist das Werk des nun zur Leitung dieses Ressorts berufenen bekannten Schriftsellers Robert Heller[69]), des ersten Schriftleiters der Hamburger Nachrichten, dessen Name aus dem Halbdunkel der Mitarbeiterschaft schon damals bekannt geworden ist, wenngleich als Redaktion immer noch die Verlagsfirma zeichnet.

Immerhin unterschrieb Heller schon mit „R. H.", und wenn er eigene Novellen brachte (Mai 1851 „Am Rhein", Oktober 1851 „Doretta"), dann setzte er seinen vollen Namen darüber.

Man scheint dem neuen „Zeitungsmann" in Hamburg mit einigem Mißtrauen entgegengekommen zu sein, denn der „Hamburger Beobachter" bringt am 1. Februar 1851 in seiner „Plauderstube" eine Notiz folgenden Inhalts:

> „Robert Heller, der bekannte Belletrist, welcher ehedem die „Rosen", später die „Zeitung für die elegante Welt" und zuletzt die „Deutsche Zeitung" redigierte, wird mit dem 1. Februar die Redaktion des Feuilletons der Hamburger Nachrichten übernehmen. Die journalistische Tätigkeit des Herrn Heller kann eben keine glänzende genannt werden, er zeichnete sich hauptsächlich dadurch aus, daß er die Blätter zu Tode redigierte."

Man täuschte sich. Denn seit Robert Hellers Berufung blühte das Feuilleton der Hamburger Nachrichten auf. Neben geistreichen Besprechungen von Theater- und Konzertaufführungen finden wir unter seiner Leitung Besprechungen anderer Vorgänge auf den Gebieten von Kunst und Literatur, Buchbesprechungen, interessante Beschreibungen, Abhandlungen über Staat und Gesellschaft oder historische Ereignisse, die durch „kleine Mitteilungen" nach den verschiedensten Richtungen hin ergänzt werden. Plauderbriefe aus Berlin, Paris und

anderen Hauptstädten gestalten den Inhalt abwechslungsreich und gehaltvoll. Hervorragende Mitarbeiter außerhalb der Redaktion — der damals in Hamburg ansässige Rudolf Gottschall, ferner Friedrich Bodenstedt, Ernst Kossak, J. von Wickede — werden zur Mitarbeit herangezogen.

Der erste Roman endlich erschien am 22. Mai 1851 in Gestalt von Hellers sogenannter Novelle „Am Rhein", ein Jahr nachdem die Kölnische Zeitung ihren ersten Roman herausgebracht hatte (bei den Hamburger Nachrichten wurde noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Roman in der Metteursprache stets „Novelle" genannt). Eine zweite „Novelle" von Heller erschien unter dem Namen „Doretta" am 16. Oktober 1851 und endete mit der 19. Fortsetzung am 19. Dezember des gleichen Jahres. Ihre Veröffentlichung geschah zunächst nicht täglich, sondern nach der ersten Fortsetzung abwechselnd mit anderen Sachen „unter dem Strich" wie kleinen Mitteilungen, Pariser Briefen, Berichten über die große Londoner Industrieausstellung usw., wobei jede Fortsetzung durch die knappe Art ihrer Überschrift, die jedesmal weiter nichts als gewissermaßen ein Schlagwort brachte, wie „Der Universitätsfreund", „Nachbarschaft" oder „Mistress Gurney", den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Bildes, auch dem Inhalt nach fast einer „Welle" der Handlung erweckte.

Nach der 8. Fortsetzung, am 3. November 1851 beginnt im übrigen außerdem noch die Veröffentlichung von „Der Vomero" des Paul de Musset, einer Erzählung aus dem Leben von Neapel mit folgender bezeichnender Anmerkung:

> „Die obige Erzählung ist der „Revue des deux mondes" entlehnt und sollte nach Beendigung der Novelle „Doretta" geliefert werden. Da jedoch ihr anziehender Inhalt auch ein Leipziger Blatt veranlaßt hat, eine Übersetzung davon zu geben, so sind wir, um nicht überholt zu werden, genötigt, sofort mit unserer Bearbeitung hervorzutreten. „Doretta" wird daneben auf zwei Feuilletons in der Woche beschränkt.
>
> Die Red."

„Vomero" endet mit dem 8. Kapitel am 18. November. In der Veröffentlichung von „Doretta" tritt nach der 14. Fortsetzung am 15. November eine auffällige Pause ein (bis zum 4. Dezember). In dieser Zeit erscheint zum Teil überhaupt kein „Unterm Strich". Vielleicht ist dies auf eine Erkrankung von Robert Heller zurückzuführen.

Wenn ich auf die Gestaltung des Feuilletons hier im einzelnen eingehe, so geschieht das zu dem Zweck, um klarzulegen, daß mit Robert Heller ein auch dem heutigen Sinne nach vollkommen moderner Feuilletonist in den Redaktionsstab der Hamburger Nachrichten eingezogen war, der, selbst ein vortrefflicher Erzähler, die Hamburger Nachrichten mit sicherer

Hand und mit vornehmem Geschmack zu einer wirklich modernen Zeitung gemacht und das geistige Leben Hamburgs in dankenswerter Weise befruchtet hat.

Der übrige Unterhaltungsteil wird nicht nur durch Anstellung namhafter Kräfte innerhalb der Schriftleitung gefördert, vielmehr wurden im Laufe der Zeit auch Schriftsteller herausgebracht, die in ganz Deutschland (und darüber hinaus) bekannt waren, und unter denen man für die neuere Zeit folgende Namen von gutem Klang anführen kann: Arthur Achleitner, Gustav Falke, Paul Oskar Höcker, Liliencron, Presber, Peter Rosegger, Rudolf Stratz, Wildenbruch, Hermann Löns u. a.

Im Archiv der Hamburger Nachrichten sind keinerlei Papiere aufbewahrt, die darüber Aufschluß geben, warum man eigentlich den ersten Roman gebracht hat. Wahrscheinlich ist es aber auch hier wohl so gewesen, daß die Neigung der Leserschaft zu mehr Unterhaltungsstoff sich aus ihrem Kreise heraus bemerkbar machte und die Redaktion zu einer Neuerung veranlaßte, die, wie man in Frankreich und in Köln bemerkte, einen Erfolg zu bringen versprach.

Ungewöhnliche Erfindungsgabe, große darstellerische Gewandtheit waren es, die Robert Heller zu plastischer Figurenzeichnung und zu anschaulicher Schilderung befähigten, wie sie — manchmal allerdings etwas zu breit — in allen seinen Werken zu finden sind. Längere Zeit hindurch war Heller einer der beliebtesten Erzähler, ebenso wie er während seiner Tätigkeit bei den Hamburger Nachrichten in seinem Urteil als literarischer und Bühnenkritiker vom Publikum unbedingt anerkannt wurde. Der ewig opponierende „Hamburger Beobachter" allerdings nimmt Hellers Bemühungen recht scharf unter die Lupe. Er schreibt am 28. Juni 1851:

> „Seit dem Diner im Hotel de l'Europe scheint die Theaterkritik verdrängt zu sein. Statt ihrer relegiert uns Herr Robert Heller mit einer entsetzlich langen und langweiligen Novelle (gemeint ist demnach „Am Rhein"). Wo aber bleibt die Kritik?"

Am 10. September 1851 aber ist im Hamburger Beobachter eine weitere Äußerung zu lesen:

> „Herr Dr. Robert Heller war der einzige, der Hamburgs Presse und Kritik bei diesem Bankette vertrat. Es ist wirklich rührend, welche Aufmerksamkeit man diesem Herrn Feuilletonisten zollt, der Mann muß doch wirklich eine Macht sein, die man zum Bundesgenossen partout haben will. Wenn nur der Champagner nicht das kritische Gewissen des ci-devant Redakteurs der „Rosen", der „Zeitung für die elegante Welt" und der „Deutschen Zeitung" eingelullt hat!"

Derartige Äußerungen des Hamburger Beobachters lassen darauf schließen, daß es sich bei Heller um ein Temperament handelte, das mit einigem Ungestüm in die ehedem ruhigen Verhältnisse des Hamburger Zeitungswesens hineinfuhr. Die Hamburger Nachrichten wissen, was sie an diesem Manne gehabt

haben, wenn sie das Jahr seines Eintritts als das für die Entwicklung ihres Blattes erfreuliche Moment bezeichnen.

Hellers 1838 ins Leben gerufene, belletristische Zeitschrift „Rosen" und das 1842 gegründete Taschenbuch „Perlen" genossen bis in die Märztage des Jahres 1848 hinein große Beliebtheit in weiten Leserkreisen. Zu der Zahl der in sich am meisten durchgebildeten und ansprechendsten Werke des Autors, in denen ihm das historische Kolorit ebenso gut gelang wie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, psychologische Vertiefung und poetische Gestaltung sind seine Novellen „Der Reichspostreiter" und „Hohe Freunde" zu rechnen. Sie sind gewissermaßen das Ziel seiner Entwicklung, die ihn in seinen ersten Werken, mit deren vielfach orientalischem Milieu er der Neigung des Lesers für das Exotische entgegenkommt, noch im Schauerroman oder im Sentimentalen befangen zeigt, während sich seine letzten Novellen als die Arbeiten eines auch zu uns noch sprechenden Autors offenbaren.

Heinrich Laube sagt von ihm in seinem Vorwort zu Hellers nachgelassenen Erzählungen am 15. Dezember 1873:

> „Schmerzliches Bedauern werde ich ausdrücken, daß unser Lesepublikum in Dir einen der wenigen Schriftsteller verloren hat, welche ihr Wissen sich nicht über Kopf und Herz wachsen lassen. Diejenigen, denen das widerfährt, sehen zu viel auf einmal, sie verwirren sich und uns. Sie überlasten sich und erdrücken dadurch ihre Künstlerschaft. Sie versäuern in Seelennoth ihre Bücher und peinigen solchergestalt ihre Leser. So warst Du nicht, obwohl Du viel wußtest. . . . klare, scharfe Auffassung der Lebensverhältnisse hat ihm nie versagt bei den bunten Spielen der Phantasie. Nichts war ihm ferner als Verwirrung durch Wissen, als Belastung durch Kenntnisse. Denn er war eine tüchtige Künstlernatur, welche zu sondern und zu scheiden verstand, was für die erwählte künstlerische Darstellung nur Ballast geworden wäre. Er war ferner mit einem tapfern Humor begabt, welcher seine Schriften mit innerem Behagen tränkt, und er war endlich dem fröhlichen Fabulieren herzlich zugetan — was will man mehr für einen Erzähler?"

Bezeichnend für die Art der Darstellung in Hellers ersten Werken, also aus der Zeit etwa von 1841, ist der Umstand, daß er seinen Helden alles, was jener erlebt, empfindet oder empfinden zu müssen befürchtet, in Monologen ausdrücken läßt. Diese aber sind nicht als Gespräche des Helden mit sich selbst aufzufassen, sondern insofern an die Adresse des Lesers gerichtet als ihm der Held nun mit eigenen Worten schildert, was eben ihm zugestoßen, was er erduldet, oder was ihm im Laufe der Ereignisse voraussichtlich zustoßen wird. Beispiele dafür geben uns die „Novellen aus dem Süden"[70]), eine Art von Abenteuerromanen, unter denen es etwa in der „Sklavin" folgendermaßen heißt:

> „Ich Unglückliche, rief sie, wie wird es mir in diesem Hause ergehen? Wie streng und böse war die Frau, der ich vermuthlich künftighin gehorchen muß. Wie grob ist die Decke dieser Ruhebank, wie ver-

färbt der Teppich des Zimmers! Alles, was mir einst reizend erschien, was mir unentbehrlich war, mangelt mir. Ich werde vielerlei lernen sollen, und welche Mißhandlungen werde ich erfahren, wenn die Alte bemerkt, daß ich auch gar nichts verstehe. Niemand kennt mich, niemand liebt mich, kein Mensch nimmt sich meiner an! Gewiß geißelt mich der Herr, wenn ich nicht einmal das Becken schlagen und einen kleinen Tanz aufführen kann. Es hat mich auch keine Seele wieder freundlich angeblickt, seit ich das Haus meines Herrn in der großen Stadt am Meer verließ! Wer soll sich hier meiner erbarmen, wer auch nur einen kleinen Antheil an mir nehmen? Ich bin ganz verlassen, ganz trostlos! Und diese unsaubern Kleider, wenn ich nur weiße Gewänder erhielt und ein Bad und Seife und Pulver, die Nägel zu färben!"[71])

An einer anderen Stelle heißt es:[72])

„Ach mein Gott, mein Gott, wie fürchte ich mich vor diesem Menschen!" seufzte das verlassene Kind, „mein ganzes Herz kehrte sich um, als ich ihn erblickte! Wie eine Schlange, wie ein Ungeheuer erschien er mir!"

Und um schließlich noch ein letztes Beispiel zu bringen:[73])

„Was geht mit mir vor? — Was soll hier geschehen? Eine Hinrichtung?" Guilelmo schauderte zusammen. „— aber dann, wozu das Pferd mit den Habseligkeiten? Zeina, man entreißt mich Dir! Gewiß liebst Du mich ebenso heiß, als ich Dich verehre. Wenn ich nicht zu Dir zurückkehren darf, so will ich geköpft sein! Hört, Ihr Nachtgesichter, geköpft! Lebendig wandere ich nicht weiter hinweg von dem Orte, der meinen Himmel in sich schließt!"

Zu bemerken ist in den frühen Werken Hellers ein Anklang an den belehrenden Artikel. Der Autor flicht, was in der Ausgabe seines Werkes von 1841 sogar gesperrt gedruckt ist, philosophische Bemerkungen, geographische Exkurse oder zoologische Erklärungen folgenden Wortlautes ein:

Die Sklavin, S. 28:

„Zum ersten Male fühlte sie eine Ahnung von jenem höchsten und reinsten Triebe, der nicht auf körperliches Wohlbefinden, nicht auf den Besitz irgendeines irdischen Gutes gerichtet ist, dessen Zielpunkt aber die Befriedigung aller geistigen und leiblichen Bedürfnsse zugleich in sich faßt — sie begann zu lieben."

Othmann, der „befiederte Pfeil", S. 120:

„Unter ihren Füßen dehnte sich Ägypten aus, inmitten zweier Gebirge mit seinen grünen Fluren und brennenden Wüsten, vom alten Nil durchströmt, dem heiligen Fluß unentdeckter Quellen und geheimnisvoller Kräfte, dem das Land seine ganze Fruchtbarkeit, sein Dasein verdankt. Denn kein Regentropfen erfrischt jene Dattelpalmen, die die Gehöfte der Menschen friedlich beschatten, kein Gewitter begießt die üppigen Zuckerrohrpflanzungen, die Baumwollstauden, den Mais, die Getreidefelder, von denen die Stadt eingeschlossen wird, keine Wolke zieht über das breite Thal dahin, die Rebenblüthe zu benetzen, den Maulbeerbaum und die breitblättrigen Schilfarten. Nur der Nil bringt allem Lebendigen Gedeihen und Wachstum . . . und wenn er zurückgegangen ist in seine Ufer, dann streut man den Samen aus, und rasch zeitigt die Sonne eine reichliche Ernte. — Die Hauptstadt des Landes erhebt sich dem alten Memphis und den Pyramiden von Gizeh gegenüber. Sie steht mit

den Füßen auf einer viertausendjährigen Vergangenheit und ist mit den Bauwerken der alten Ägypter, der Griechen, Römer, Araber und Türken zum Theil geschmückt, zum Theil verunziert . . ."

Desgl. S. 183:

„Du erwähntest des Krokodils, womit Du Crocodilus lacerta oder vulgaris bezeichnen wolltest: das Nilkrokodil und den Ichneumon, der zum Geschlechte des Herpestes gehört. Der Ichneumon sucht nur die Eier des Krokodils auf und verzehrt dieselben, indem er sie mit seinem Rüssel anbohrt . . ."

Daß auch Heller der Verführung zum Schauerroman erlegen ist, beweisen folgende Zitate, ebenfalls aus „Othmann, der befiederte Pfeil", wo es auf S. 113 folgendermaßen heißt:

„Dein Bart ist kaum so alt wie die Spitzen meiner Nägel, obschon ich sie erst gestern beschnitt. Wahre Deine Zunge gegen einen bejahrten Mann, der Dich gezeugt haben könnte!"

Desgl. S. 205:

„Wir sind verloren," schnaubte der Kopte, und sein Athem quoll heiß und beengt aus Nas' und Mund. „ . . . und er wird nicht allein sein. Eine Wache wird ihm folgen. Was thu ich? Entdeckt man uns, bin ich ein verlorener Mann. Wie rett' ich mich? Welcher Betrug ist ersinnlich?"

Desgl. S. 284:

„Er liebt sie," sprach er mit niedergehaltenem Ingrimm, „und sie liebt ihn, ihn, den glatten Buben, den Bettler, den Räuber. — Ich verblendeter Thor, daß ich diesem Manne die Pläne machte . . . als daß sich Fremde um meinen reich besetzten Tisch lagern, um die Früchte meines Schweißes zu verprassen, und daß ein anderer am Busen der Gemahlin schwelgt, die ich mir auserkor. Fort jetzt und behend ans Werk! Soll ich das Mädchen nicht besitzen, so soll es auch kein Zweiter als Gattin umarmen!"

Frei vom Einfluß des Schauerromans ist Heller auch als Feuilletonchef der Hamburger Nachrichten nicht. Zum Beispiel stellt er uns die Helden seines Reichspostreiters von 1857 noch in allerlei drastischen Momenten vor. Es handelt sich bei diesem Werk Hellers um eine Novelle auf geschichtlichem Hintergrund. Sie behandelt Kabalen am herzoglich-württembergischen Hof zu Ludwigsburg im Beginn des 18. Jahrhunderts. „Der Reichspostreiter" ist eine Zeitung, die durch zwei Artikel eine Wendung in der despotischen Politik des Herzogs hervorruft. Doch wären diese Artikel allein nicht imstande gewesen, den Herzog auf die Pflichten hinzuweisen, die er seinem Volk gegenüber hat, wenn nicht sein Sekretär es verstanden hätte, ihn von dem ungünstigen Einfluß seiner Mätresse zu befreien. Der Kampf, der sich zwischen dem Kabinettssekretär und der Mätresse um die Neigung des Herzogs entspinnt, und die Liebesgeschichte des Sekretärs bilden die Handlung. Es heißt da in Kap. 2 auf S. 23:

„Der Kandidat hätte sich selbst eine harte Buße diktieren mögen für die gehässigen Gedanken, mit denen er herangetreten. Welch ein

Ungeheuer war er gewesen, den bekümmerten Mann mit einem scheelen Gesicht zu betrachten. Jedes Wort, womit der Major fortfuhr, fiel wie ein glühender Bleitropfen auf sein Herz."

Desgl. Kap. 4 S. 49:

„Der Kammerjunker meldete mit zerstreut rollenden Augen, seine Durchlaucht habe dem Oberküchenmeister befohlen, daß die Tafel angerichtet werde.
„Ohne mich zu erwarten?" entfloh es dem Mund der Landhofmeisterin, indem sie sich wie ein aufgescheuchter Geier erhob und der empörte Busen die ernste Absicht verriet, den Taffet des Mieders zu sprengen."

Derselbe Kammerjunker erscheint späterhin noch einmal (Kap. 12 S. 163):

„Als ob die Schönen des Schlosses nicht ausreichten für den Herrn Kabinettssekretär!" spottete der Kammerjunker, indem er seinen Kopf in den Nacken warf und mit der Rechten über die Brust herab nach der Hüfte zu deklamierte, wo ihm die mörderische Waffe saß. Es war ein sehr höflicher Galanteriedegen . . . die Dame lachte wiederholt hämisch auf, als drängte sich eine widerwärtige Vermutung an die andere in ihrer empörten Seele."

Hier wird der Verfasser schon leicht ironisch, und das ist gut, denn er befreit sich von der Befangenheit, sich selbst ernst zu nehmen. Sein Ton verliert an Gewicht und gewinnt an Behendigkeit (Kap. 8 S. 118):

„Als ich vorhin hier schauderte und mir bestürzt die Hände rieb," sagte das Mädchen und spielte das uns bekannte Versteckens mit sieben Achteln ihrer Augenflächen gegen Weinland."

Und wenn wir nun eine kritische Bemerkung aus seiner Novelle herausnehmen, so finden wir den Historiker, der „auch uns noch" zu interessieren vermag (Kap. 6 S. 78):

„Jene Zeit bewegte sich in den schroffsten Gegensätzen. Die Gipfel der Gesellschaft waren von lasterhaften Abenteurern des In- und Auslandes belagert, die deutschen Fürsten lebten einer guten und selbst einer auch nur anständigen Sitte zum Hohn. Die Bestechlichkeit ihrer Günstlinge, die Zügellosigkeit der Mätressenregimente, der Trug und Verrat, von denen die vornehme Welt täglich neue Beispiele lieferte, dies und der Unglaube, der mit der Religion auch das Moralgesetz verleugnete, sie hätten sich, sollte man meinen, wie Lavaströme von oben nach unten ergießen und auch die niedrigsten Schichten in einen Höllenbrand versetzen müssen. Mit nichten! Wie zu einem mahnenden Warnungszeichen empor blickte die erschrockene Menge auf den Brand der Höhen hin. Anstatt der sengenden Verderbnis Eingang zu erlauben, sperrte sich das bürgerliche Familiendasein nur um so ängstlicher und unantastbarer davon ab."

Zusammenfassung der Ergebnisse.

Auf Grund unserer Betrachtung der Autoren der ersten Zeitungsromane können wir verschiedene Gruppen dieser ersten Zeitungsromane feststellen. Ausschlaggebend aber für alle Autoren ist die Aufgabe, den Leserkreis zu unterhalten. Während

sich die männliche Leserwelt im allgemeinen mehr für den politischen und wirtschaftlichen Teil einer Zeitung interessiert, widmet sich die weibliche Leserschaft vor allem einer eingehenden Lektüre des Feuilletons und verhilft durch ihr Interesse am Unterhaltungsteil der Zeitung zu größerem Absatz. Die Frau als erste Interessentin für den Roman wünscht Unterhaltung. Deswegen steht der Unterhaltungszweck für den Roman im Vordergrund. Wenn man heute feststellen zu können glaubt, daß auch Männer in größerem Maße am Unterhaltungsteil interessiert sind, so ändert das ja nichts an der Tatsache, daß es im Anfang die Frau war, der zu Liebe diese Sparte der Zeitung auch auf den Roman ausgedehnt wurde (vgl. Kap. 1 S. 9).

Eine Durchsicht des Inhalts der besprochenen Romane führte zu folgendem Ergebnis:

Handelte es sich bei den Zeitungsschriftstellern der von uns behandelten Zeit im allgemeinen um solche, die tendenzlos d. h. also nur der Unterhaltung wegen schrieben, so tritt uns ein anderer Charakter in den Romanen von Eugène Sue gegenüber. Sue hat, wie er sagt, die Absicht, mit seinen sozialen Romanen Schäden aufzudecken, die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen und sie dadurch zu bessern. Die Tendenz gegen Jesuitismus und Unterdrückung für ein freies, aufgeklärtes Volk geht aus seinen Arbeiten hervor (vgl. S. 19 ff.)

Es liegt nun im Gesetz der Zeitung, daß der Verleger einen Autor, dessen Name die Auflageziffer seines Blattes wesentlich erhöht, allzu leicht über das Maß ausnutzt. Erfahrungsgemäß wird aber durch Massenproduktion die schöpferische Leistungskraft zum Sinken gebracht. Sue ließ sich, als seine Romane in den großen Blättern erschienen, unter dem Einfluß seiner Verleger schließlich dazu verleiten, seine soziale Tendenz zu Zwecken des Leserfanges in übertriebenem Maße hervorzukehren. Er machte sich nach Anfangserfolgen vor der urteilsfähigen Öffentlichkeit lächerlich und konnte seinen ersten Platz als Verfasser von Zeitungsromanen nur vorübergehend behaupten (vgl. darüber S. 28).

Weniger angriffslustig als Sue ist Friedrich Wilhelm Hackländer, der auf zwei Wegen an den Zeitungsleser herantritt: einmal — d. h. in seiner ersten Zeit — durch geschickte Darstellung von Reiseerlebnissen, die ihn in der Leserwelt überhaupt erst bekannt machen, andererseits in Gesellschaftsromanen wie in den Namenlosen Geschichten und in seinem dreibändigen Roman „Eugen Stillfried". Während die erste Art feuilletonistischer Arbeit der Zeitgebundenheit entbehrt — denn Reisebeschreibungen hat es zu allen Zeiten gegeben, und zu allen Zeiten fanden sich Interessenten dafür —

so ist doch die zweite Gruppe vor allem aus dem Geist des 19. Jahrhunderts zu erklären. Hackländer geht an den sozialen Problemen des anbrechenden Maschinenzeitalters und den damit verbundenen Folgen für das nationale und gesellschaftliche Leben nicht vorüber, sondern zeigt auch die Gründe für allerlei Mißstände in Unterhaltungsform auf. Er schildert das Ideal des Bürgers, der durch seine Pension in die Lage versetzt wird, ein geruhsames Leben zu führen, dann — im Gegensatz dazu - - den Proletarier, um den sich, wenn er zur Arbeit keine Kraft mehr hat, niemand kümmert, und der irgendwo verkommt. Er weckt das Mitleidsgefühl des „satten Bürgers" durch die Schilderung solchen Lebens im Elend.

Allerdings kann man an Hand dieser Tatsache immer noch nicht sagen, daß Hackländer eine bestimmte Tendenz verfolgt. Er ist nicht daran interessiert, die sozialen Mißstände seiner Zeit durch journalistische Arbeit zu beheben. Ihm genügt es, der Unterhaltungslust zu dienen (vgl. S. 33). Der Zweck seiner schriftstellerischen Arbeit für die Zeitung ist, von seinem Standpunkt aus gesehen, ganz einfach die Veröffentlichung und damit die Bezahlung durch das Blatt. Er hat ohne eine Nebenabsicht aus dem Leben heraus geschrieben. Sollte vielleicht dann und wann doch der Eindruck entstehen, als sei in Hackländers Werk eine Tendenz zu suchen, so ist immer zu fragen, ob nicht wir Heutigen erst diesen Akzent auf solche Stellen legen.

Karl Gutzkows sozial-politischer Roman erfüllt nicht die Aufgabe der Unterhaltung. Seine weitgesponnenen Gedankengänge über soziale und religiöse Fragen machen es dem Durchschnittsleser der Zeitung schwer, das Interesse zu wahren. Je mehr wir uns dem Ende des Romans nähern, desto mehr läßt die Spannung nach. Deswegen ist Gutzkows Roman für die Zeitung am wenigsten von allen geeignet.

Bei Robert Hellers „Novellen" handelt es sich — mit Ausnahme solcher Arbeiten wie der „Reichspostreiter" — um Abenteuerromane. Er arbeitet mit ähnlichen oder denselben Mitteln wie der Durchschnittsdichter des Mittelalters oder der Romandichter der Barockzeit. Gefängnis und Befreiung, Seefahrt und Schiffbruch, Glück und Unglück wechseln in bunter Folge. Das Ergebnis ist natürlich, daß der verfolgte „Held" die irgendwo in Gefangenschaft schmachtende Braut erringt. Das „Kriegen" spielt bei ihm dieselbe Rolle wie in allen Zeitungsromanen der Vergangenheit und der Gegenwart, soweit sie eben nicht über das Durchschnittsmaß hinausgehen.

Inhaltlich und für die behandelte Zeit, das 19. Jahrhundert, charakteristisch bleiben solche Romane, die entweder soziale

Mißstände der Zeit nur aufzeigen oder aber durch die Schilderung der Zustände für Abhilfe sorgen wollen. Insofern bietet die Arbeit über den Rahmen zeitungswissenschaftlicher Erörterungen hinaus einen Beitrag zur sozialen und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren volkstümlichen Spiegelungen.

Ein Ausblick auf den modernen Zeitungsroman

Die Entwicklung des Romans in der Zeitung geht bis zu dem Punkt, an dem der „Trivialroman" als ständiger Teil der Zeitung erscheint. Jener reine Unterhaltungsroman, spöttisch auf das Gebiet der „Gartenlaubenpoesie" verwiesen, war vor allem für die Frau gedacht[74]), und da es sich immer um den Helden handelt: die Frau stellte im 19. Jahrhundert andere Ansprüche an die Qualitäten ihres Helden als heute. Das Heldentum des Mannes beruhte in seiner überlegenen Aktivität, an der sich die Frau aufrichten konnte und selbstverständlich aufrichten sollte. Überschwänglichkeit in der Darstellung von Helden und Bösewichtern erweckte den Anschein, als ob es Durchschnittsmenschen nicht gebe. Sie raubte der Frau den Sinn für die „rauhe Wirklichkeit" (wie es auch heute noch in manchen Spielfilmen der Fall ist) und ließ sie mit Vorstellungen ins Leben treten, die sich als Trugbilder offenbarten.

Bei den Ereignissen des Weltkrieges und seiner Folgen und beim Erwachen des Wirklichkeitssinnes einer modernen Zeit ist der Trivialroman von einem, man möchte sagen, sachlichen Roman vielfach in den Hintergrund gedrängt. Doch herrscht er bis in das 20. Jahrhundert hinein als der „Roman in der Zeitung", der mit der wachsenden Anteilnahme des Publikums am öffentlichen Leben und mit der Entwicklung der Parteien aus seiner neutralen Stellung hervortreten und unter Umständen (in den Organen politischer Richtungen) mit deutlich tendenziöser Spitze gegen eine bestimmte Gesellschaft, gegen Auswüchse des gesellschaftlichen Lebens gerichtet sein konnte, auf die soziale Note besonderes Gewicht legte oder im nationalen Sinne gehalten war. Die Tendenz aber war in den meisten Fällen eine Kritik zersetzender Art und durchaus bereit, Mängel zu finden oder menschliche Schwächen aufzudecken, ohne doch aufbauende Arbeit leisten zu können.

Heute tritt an die Stelle des trivialen Romans in der großen Presse allmählich der „Zeitungsroman" dessen Fortsetzungen im Gewande des Augenblicks für die Zeitung und für den Augenblick geschrieben sind. Auch er ist unter Umständen gegen gewisse Gesellschaftsschichten gerichtet, in jedem Falle

aber als gesinnungsführend im nationalen und völkischen Sinne zu betrachten. Diese Neigung, die Gesinnung seiner Leserschaft in einer bestimmten Richtung zu führen, ist, der erzieherischen Aufgabe der Zeitung gemäß, ganz offenbar das Merkmal des modernen Zeitungsromans. Doch erkennt man immer noch nicht genügend die starken Führungs- und Bildungsmöglichkeiten, die in ihm liegen, die Tatsache nämlich, daß er bei Ausnutzung aller seiner Spannungswerte ungezählte Leser an das Blatt zu fesseln vermag, dessen führende Kraft er damit steigert.

Während der Trivialroman höchstens ein Bild seiner Gegenwart spiegelte, über die Gegenwart jedoch nicht hinausging, ist es, oder sollte es wenigstens die Eigenart des modernen Zeitungsromanes sein, richtunggebend zu wirken. Er weise uns in die Zukunft, belehre uns in dem Sinne, den eben die Zeitung überhaupt hat, nämlich bewußt als Erzieher des Volkes zu einer Weltanschauung, die sich mehr und mehr durchzusetzen ringt. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Roman der Teil einer Zeitung ist, der die meisten regelmäßigen Leser findet und auf diese Art die größte Öffentlichkeit erreicht, bedarf er sorgsamster Pflege und muß so gestaltet sein, daß er zwar das Unterhaltungsbedürfnis seinerLeser befriedigt, darüber hinaus aber zu ihrer geistigen und seelischen Bereicherung dient.

Der Zeitungsroman von heute hat alle Kräfte zur Wirkung zu bringen, welche die Gemeinschaft fördern, denn innere Einheit des Volksganzen ist das besondere Ziel aller kulturpolitischen Arbeit. Deswegen soll er sich in dem Rahmen halten, den auch die übrige kulturelle Arbeit einzuhalten geneigt ist. Es darf kein Gegensatz bestehen zwischen den großen weltanschaulichen und künstlerischen Forderungen, die der Schriftleiter vertritt, und dem, was der Roman seiner Zeitung bietet. Über die kulturpolitische Bedeutung dieses Romans entscheidet in erster Linie sein Inhalt. Aus ihm ergibt sich das Bild der Welt, wie sie der Zeitungsroman gestaltet, und wie sie infolgedessen auch den ungezählten Lesern vor Augen steht. Bei seiner Beurteilung ist mit literarischen Maßstäben nichts getan. Der Zeitungsroman ist ein Teil der Zeitung und daher von ihr in seinem Wesen bestimmt. Man wird also in der Zeitung weder epische Meisterwerke großer Dichter suchen, noch kann man den Zeitungsroman mit solchen Werken vergleichen. Die Tatsache allein, daß dieser Roman in einer ganzen Reihe von Fortsetzungen erscheinen muß, macht einen Vergleich unmöglich.

Der Inhalt eines Romans besteht in der Schilderung der Handlung und des Zustandes, in den Gesprächen und in der Darstellung von geistigen und seelischen Regungen. Der dichterische Roman wird ebenso durchaus eine breite Landschaftsschilderung bringen können, wie er eine umfassende Wieder-

gabe von Überlegungen, die eine seiner Gestalten anstellt, enthalten darf. Der Fortgang der Handlung und das Gespräch finden dabei ihre selbstverständliche Berücksichtigung. Im Zeitungsroman jedoch überwiegen die Handlung und das dramatische Gespräch, nie dagegen Selbstbetrachtung und breite Schilderung. Wie jede Fortsetzung ein neues, möglichst überraschendes und weiterhin spannendes Ereignis enthalten muß, so dient das Gespräch seinerseits dazu, diese Ereignisse derartig aufzulockern, daß der Leser ihnen ohne Mühe folgen kann und sein Interesse erhalten bleibt. Darum neigt der Zeitungsroman trotz seiner epischen Grundform zu besonders starker Dramatik, die dem Wesen der Zeitung naheliegt und ihm seine eigene Note gibt. Er braucht eine ganz besonders lockere, flüssige und übersichtliche Art der Darstellung, die durchaus nicht jedem Stoff angemessen ist, und hat, den Bedingungen der Zeitung, dem Umfang und der Art seiner Leserschaft entsprechend, einen eigenen Inhalt, ohne deswegen auf ein bestimmtes Themengebiet beschränkt zu sein. Sprachlich hat sich der Zeitungsroman einer Ausdrucksweise zu bedienen, die einer aus allen Bildungsschichten stammenden Leserschaft verständlich wird. Das führt wieder dazu, den Konflikt einfach und übersichtlich genug zu gestalten, damit auch der einfache Leser das Geschehen nachempfinden und mitfühlen kann.

Ein Kennzeichen des Zeitungsromans ist das auf mancherlei Verwicklungen folgende „Happy End". Der Leser des Zeitungsromans erwartet von ihm, daß er „gut ausgeht", und der Verfasser richtet sich danach. Jeder einzelne Romanleser erlebt täglich von neuem den Kampf um die Existenz und gegen die Härten des Lebens. Diesen Kampf will er wenigstens in seiner Phantasie und an der Seite des Helden siegreich bestehen. Deswegen verlangt er den glücklichen Ausgang, der nach Prüfungen aller Art endlich erfolgt. Der Leser schöpft aus dem glücklichen Ausgang seines Romans nicht selten die Zuversicht, daß auch ihm die ausgleichende Gerechtigkeit noch einmal das ganz große Glück in den Schoß wirft.

Noch immer spielt ein Teil der Romane in jener doch eigentlich kaum noch vorstellbaren Gesellschaftssphäre, in der es keine Geldsorgen, sondern nur größere und kleinere Liebes- und Eifersuchtsprobleme zu lösen gibt. Ganz allmählich aber vollzieht sich im Zeitungsroman die Annäherung an das Leben. Heute sieht die Frau ein Heldentum in der Wirklichkeit. Ihr eigenes Heldentum ist zum Bewußtsein geworden. Sie weiß, daß das Leben von heute jeden Tag Helden fordert und Helden herausstellt. Der Held allerdings tritt dabei meistens noch immer in dem Maße vorbildlich und tugendhaft auf, wie sein Gegenspieler niedrig und verabscheuungswürdig erscheint. Dieses Prinzip der Schwarz-auf-Weiß-Zeichnung ist dem Zeitungs-

roman in den meisten Fällen heute noch eigen. Der Zeitungsroman kennt keine relativen Wertungen. Der Mensch ist eben gut oder schlecht und handelt dementsprechend. Von dieser schematischen Charakterisierung kann man sich noch nicht befreien, da der Sieg des Guten für den Leser selbstverständliche Voraussetzung ist.

Ein anderes Kennzeichen des Zeitungsromans ist sein pausenloser Verlauf. Er kennt kein Verweilen, keinen Ruhepunkt, der einer besinnlichen Schilderung gilt, sondern die Handlung ist ihm alles. So kann ihm keine Aufteilung in Fortsetzungen etwas schaden, da er eigentlich in jedem Abschnitt ein gewisses erregendes und spannendes Moment enthält. Schon in der ersten Fortsetzung muß der Leser mitten im Geschehen stehen und voll Spannung dem weiteren Verlauf und dem Ausgang der Dinge entgegensehen. „Ein Roman, der nicht mit der ersten Fortsetzung seine Leser gewinnt, ist als Zeitungsroman wenig geeignet"[75]).

Die Wirkung des Zeitungsromans wie der Zeitung überhaupt ist heute die Wirkung auf die Masse mit dem entschiedenen Ziele, ein V o l k aus ihr zu bilden. Wenn es ein Schriftleiter versteht, auch sein Romanfeuilleton so auszunutzen, daß es dieser Aufgabe dient, die seine Zeitung auch in anderen Sparten ihres Bereiches pflegt, dann ist der Schriftleiter in der Lage, auch durch den Roman eine Erziehung im weltanschaulichen Sinne zu leisten. Das Schicksal seines Helden nimmt den aufnahmebereiten Leser eines Zeitungsromanes gefangen, reißt ihn mit, und wenn der Leser bewogen wird, es dem Helden gleichzutun oder ihm doch nahezukommen, so hat der Roman erreicht, was er heute erreichen will und muß: eine publizistische Wirkung.

Tabelle

1844 Übersetzung des Romans „Der ewige Jude" von Eugène Sue in der Brockhausschen Deutschen Allgemeinen Zeitung zu Leipzig.

1848 Erster deutscher Roman in der Neuen Rheinischen Zeitung: „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski" von Georg Werth.

1849 Cottbuser Anzeiger: „Die Prophezeiung" von Schubar.

1850 „Namenlose Geschichten" von Hackländer bzw. „Der Bauernfürst" von Schücking in der Kölnischen Zeitung.

1850 Karl Gutzkows „Die Ritter vom Geiste" in der Deutschen Allgemeinen Zeitung von Brockhaus zu Leipzig.

1851 Hamburger Nachrichten mit den Novellen „Am Rhein" und „Doretta" von Robert Heller.

1852 Fortsetzungsromane im Wiesbadener Tageblatt und „Onkel Toms Hütte" in der Zeitung für Norddeutschland (Hannoverscher Kurier).

1860 „Der Alte vom Berge" in der Sangerhauser Zeitung.

1861 Spielhagens Erfolg mit „Problematische Naturen" in der Zeitung für Norddeutschland.

1863 „Das kleine Haus in Allington", 65 Fortsetzungen in der Preußisch-Litauischen Zeitung.

1864 „Sidney-Cecil", Übersetzungsroman von H. Kingsley in der Frankfurter Zeitung.
Die Breslauer Zeitung beginnt mit „Der Stadtschreiber von Liegnitz" von Ludwig Habicht.

1865 im Siegener Intelligenzblatt (Siegener Zeitung) „Des Herzens Stimme" von König.

1868 führt das Solinger Tageblatt den Roman ein (Santa Anna vom Grafen Grabowiecki), ebenso das Liegnitzer Stadtblatt.

1869 druckt die Osnabrücker Zeitung die „Seemannsbraut" von M. Rosen.

1870 „Die Sternkönigin" von H. R. in der Oderzeitung.

1872 erscheint in der Spenerschen Zeitung Heyses Roman „Kinder der Welt".

1873 eröffnete die Magdeburgische Zeitung einen Unterhaltungsteil unter dem Strich mit der Spielhagenschen Novelle „Ultimo".

1881 „Aus bewegten Zeiten", Roman aus dem letzten türkisch-russischen Kriege von Leon Alexandrowitsch (Graf Pfeil) in der Schlesischen Zeitung.

1883 Gründung des Berliner Lokalanzeigers mit dem Roman „Im Irrenhause" von E. A. König.

1884 beginnt die Kreuzzeitung mit „Jenseits der Grenze" von Adelheid von Rotenburg.

1898 „Talmi" von Hanns von Zobeltitz (H. v. Spielberg) im Schwäbischen Merkur.

Literatur

Aus der Zahl der von mir auf Material hin durchgesehenen Werke, Zeitungen und Zeitschriften seien folgende erwähnt:

Atkinson, Nora: Eugène Sue et le roman-feuilleton, Nemours 1929 Lesot.
Balabine, Victor de: Journal publié par E. Daudet 1914.
Bömer, Karl: Bibliographie des Zeitungswesens, Leipzig, Harrassowitz 1932.
Buchheim, Karl: Geschichte der Kölnischen Zeitung Köln 1930.
Buchholtz, Arend: Die Vossische Zeitung, Berlin 1904.
Caselmann, August: Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Diss. München 1900.
Dovifat, Emil: Die Zeitungen, Gotha: Flamberg-Verlag 1925.
—, Zeitungslehre I Berlin/Leipzig, de Gruyter 1937.
—, Die Anfänge der Generalanzeigerpresse, Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik, Heft 4, Leipzig 1928.
Eckert, Gerhard: Der Zeitungsroman von heute, Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1937.
Franz, Eugen: Die großen sozialpolitischen Romane Karl Gutzkows in ihrem Verhältnis zu den sozialen Greuelromanen Eugène Sues, Diss. München 1920.
Groth, Otto: Die Zeitung, Mannheim/Berlin/Leipzig 1928/29/30.
Houben, H. H.: Karl Gutzkows ausgewählte Werke, Leipzig, Max Hesses Verlag.
Kellen, Tony: Aus der Geschichte des Feuilletons, Essen-Ruhr 1909.
Kirchner, Karl: Runensteine, literarische Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert, Berlin-Charlottenburg, Mumienverlag 1921.
Lanson, Gustave: Histoire de la littérature française, Paris 1898.
—, Manual bibliographique de la littérature française moderne, Paris 1909.
Mielke, Hellmuth: Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts, Dresden: Reißner 1920.
Mirecourt, Eugène: Maison Alexandre Dumas et compagnie, Paris 1845.
—, Les contemporains, Paris 1845.
Naumann, Victor: Die katholische Presse, Wiesbaden 1907.
Nowack: Schlesisches Schriftsteller-Lexikon.
Proells, Joh.: Das junge Deutschland, Stuttgart 1892.
Schmidt, Andreas G.: Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller 1840.
Schmidt, Julian: Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit, 1871.
—, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit, Berlin 1886.
Teege, S. L. F.: Die sozialen Momente in den Romanen Eugène Sues, Diss. Greifswald 1921.
Walther, Franz: Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart, Heilbronn-Hannover 1888.
Widdecke, Erich: Geschichte der Haude und Spenerschen Zeitung, Berlin: Paschke 1925.
Wieber, Friedkarl: Der deutsche Zeitungsroman im 20. Jahrhundert, Halle: Niemeyer 1933.
Wuttke, Heinrich: Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung, Leipzig 1875.

An Zeitungen des 18. und 19. Jahrhunderts:

Augsburger Allgemeine Zeitung
Augsburger Postzeitung

Berliner Lokalanzeiger
Berlinische Privilegierte Zeitung
Breslauer Zeitung
Brockhaussche Allgemeine Zeitung
Cottbuser Anzeiger
Frankfurter Zeitung
Hamburger Beobachter
Hamburger Nachrichten
Hannoverscher Kurier (Zeitung für Norddeutschland)
Kölnische Zeitung
Königsberger (Hartungsche) Zeitung
Konstanzer Zeitung
Kreuzzeitung (Neue Preußische Zeitung)
Liegnitzer Stadtblatt
Magdeburgische Zeitung
Münchner Konversationsblatt
Neue Rheinische Zeitung
Nürnberger Korrespondent
Oderzeitung
Osnabrücker Zeitung
Ostpreußische Zeitung
Preußisch-Litauische Zeitung
Sangerhauser Zeitung
Schlesische Zeitung
Schwäbischer Merkur
Siegener Intelligenzblatt
Solinger Tageblatt
Spenersche Zeitung (Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen)
Vossische Zeitung (Berlinische Privilegierte Zeitung)
Wiesbadener Tageblatt

An Zeitschriften aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts unter vielen anderen:

Allgemeine Modenzeitung (August Diezmann)
Almanach für die Stadt Düsseldorf (Hermann Goedsche)
Der Komet (Herlossohn)
Didaskalia, Frankfurt/M.
Die Grenzboten, Leipzig (Jul. Schmidt-Gust. Freytag)
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Stuttgart-Tübingen.
Leipziger Literaturblatt (Menzel)
Literarische Zeitung, Berlin (Büchner)
Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart (Cotta)
Münchner Miscellen
Revue des Auslandes, Leipzig
Telegraph von Deutschland (Gutzkow), Hamburg
Unser Planet, Leipzig (Grimma)
Welt und Zeit, Leipzig

Anmerkungen

1) Haude, Ambrosius begann mit dem Potsdamer Mercurius und gründete im Anfang der Regierungszeit Friedrichs des Großen die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" (später Haude und Spenersche Zeitung).

2) Voß, Christian Friedrich — 11. Oktober 1724 bis 24. April 1795 — erhielt am 28. September 1746 das Privileg zur Eröffnung einer Buchhandlung in Potsdam und übernahm am 14. Februar 1751 die Berlinische Privilegierte Zeitung.

3) Buchholtz, Arend: Die Vossische Zeitung, Berlin 1904, S. 36.

4) Groth, Otto: Die Zeitung, Mannheim/Berlin/Leipzig 1928/29/30, S. 655.

5) Girardin, Emile de, 1806—1881, gründete in den zwanziger Jahren folgende Blätter: Le Voleur und La Mode. 1831 folgte das Journal des Connaissances utiles. Mit seinem Blatt „La Presse" (1836) führte G. das nicht politisch gebundene, billige Massenblatt in Paris ein.

6) Wuttke, Heinrich: Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung, Leipzig 1875, S. 69.

7) „Geheimnisse von Hamburg" verfaßt J. W. Christern ps. Felix Rose. „Geheimnisse von Königsberg" Robert Bürkner. — „Mysterien von Berlin" August Brasse (Begründer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung).

8) Kellen, Tony: Aus der Geschichte des Feuilletons, Essen-Ruhr, 1909, S. 60.

9) Neue Rheinische Zeitung Nr. 201 vom 21. Januar 1849.

10) Neue Rheinische Zeitung Nr. 172 vom 19. Dezember 1848.

11) Mügge, Theodor (1806—61) schrieb historische Romane unter dem Einfluß von Alexis, exotische nach Sealsfield.

12) Gerstäcker, Friedrich (1816—72) schrieb (mit Anlehnung an Sealsfield) Romane aus exotischem Milieu: „Die Regulatoren in Arkansas" 1845, „Die Flußpiraten des Mississippi" 1848.

13) Heller, Robert (1812—71) brachte als ersten novellistischen Versuch „Die Eroberung von Jerusalem" erfolgreich in der Dresdener Abendzeitung heraus. Seine 1838 ins Leben gerufene belletristische Zeitschrift „Rosen" und sein 1842 begründetes Taschenbuch „Perlen" genossen bis in die Märztage 1848 hinein große Beliebtheit.

14) Spielhagen, Friedrich (1829—1911) behandelt in seinen Romanen mit Vorliebe soziale Fragen. Selbstbiographie: „Finder und Erfinder".

15) Der Roman „Kinder der Welt" beginnt in der Spenerschen Zeitung mit Nr. 153 vom 26. Juni 1872 und endet in Nr. 403 am 19. November 1872.

16) Widdecke, Erich: Geschichte der Haude und Spenerschen Zeitung, Berlin: Paschke 1925, S. 52/53 bzw. 344/347.

17) Dovifat, Emil: Die Anfänge der Generalanzeigerpresse, Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik, Heft 4, Leipzig 1928.

18) La Ruelle, Joseph (1822—90): Gründer des Aachener Anzeigers, der Zeitung für den Landkreis Aachen, der Billigsten Zeitung für Arm und Reich.

19) Der Roman erschien vom 23. August 1887 bis zum 7. Januar 1888.

20) Johann von Leers zu Retcliffes „Auf dem Judenkirchhof in Prag", Paul Stegemann-Verlag Berlin 1933, Einleitung.

21) Nordschlesische Tageszeitung, Folge 163 vom 16. 7. 1937: „Ein Denkmal für Hermann Goedsche".

22) Sue, Eugène, geboren zu Paris den 10. Dezember 1804, war ursprünglich Marinearzt. Nach verschiedenen Seereisen nahm er 1829 seinen Abschied und widmete sich in Paris schriftstellerischer Tätigkeit. Er be-

gann mit Artikeln für den Figaro und in La Mode und schrieb im übrigen Seeromane, in denen er seine als Marinearzt gewonnenen Erfahrungen wirkungsvoll verwertete. Beispiele: „Kernock, le Pirate" (1830) und „La Vigie de Koat-Ven" (1833). Nach Veröffentlichung einiger Novellen und des den Aufstand der Kamisarden in den Cevennen behandelnden Romanes „Jean Cavalier" (4 Bde. 1840) wählte er die politische und soziale Umwelt zum Gegenstand vielbändiger Romane. Sie erzielten stärkste Wirkung wegen ihres aufregenden Inhaltes, ihrer scharfen Beobachtung auch der niederen gesellschaftlichen Schichten, ihrer sozialistisch-humanitären Tendenz und ihrer geschickten Technik, die Wahrheit und Phantasiegebilde abenteuerlich zu mischen verstand. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 wurde Sue wegen revolutionärer Gesinnung aus Frankreich verbannt. Er starb am 3. August 1857 zu Annecy (Savoyen).

23) über Girardin vgl. Kap. 1 S. 10.

24) Journal de Victor de Balabine publié par E. Daudet 1914, S. 48.

25) vgl. L. Rellstab: Paris im Frühjahr 1843, 3 Bde., I 155.

26) Mercier, Louis Sébastien (1740—1814) gab kraß naturalistische Schilderungen des Pariser Volkslebens in „Tableau de Paris" und (aus der Zeit der Revolution) „Le nouveau Paris".

27) Teege, S. L. F. „Die sozialen Momente in den Romanen Eugène Sues", Diss. Greifswald 1921, S. 11.

28) Kellen, Tony: Aus der Geschichte des Feuilletons, Essen-Ruhr 1909, S. 60.

29) Verlag Meyer und Hofmann, Berlin 1843.

30) vgl. darüber Kap. 1 S. 12.

31) „Mysterien von Berlin" von L. Schubar am 30. September 1843 im Literatur- und Kunstcomptoir, Berlin-Wriezen.

32) vgl. darüber Vossische Zeitung, Jahrgang 1904, Nr. 579.

33) „Der ewige Jude" Bd. I Kap. 2 S. 24.

34) „Der ewige Jude" Bd. X Kap. 5 S. 91 bis Kap. VI S. 97.

35) Mystères de Paris CXXXVII S. 698.

36) Lewald, Fanny (1811—89) begann mit „Clementine" 1842, einem Beitrag zur Frauenfrage, und schrieb 1843 in „Jenny" über das Thema der jüdischen Mischehe. 1846 behandelt sie in „Von Geschlecht zu Geschlecht" das Versinken eines Adelsgeschlechts und den Aufstieg einer Judenfamilie.

37) Dovifat, Emil: Zeitungslehre I Berlin-Leipzig, 1937, Bd. II, S. 52.

38) Mielke-Homann: Der deutsche Roman, Carl Reißner, Dresden 1920, S. 113.

39) Kölnische Zeitung, Jahrgang 1850 2. Hälfte.

40) Eugen Stillfried Bd. 12 Kap. 43 S. 27.

41) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 12 S. 165.

42) Kirchner, Karl: Runensteine S. 148.

43) Kirchner, Karl: Runensteine S. 149.

44) Kirchner, Karl: Runensteine, Lit. Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert, Charlottenburg, Mumienverlag S. 148—71.

45) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 14 S. 185.

46) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 14 S. 195.

47) Eugen Stillfried Bd. 12 Kap. 51 S. 141.

48) Eugen Stillfried Bd. 11 Kap. 29 S. 111.

49) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 15 S. 207.

50) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 16 S. 211.

51) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 7 S. 91.

52) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 7 S. 92/93.

53) Eugen Stillfried Bd. 10 Kap. 6 S. 78.

54) Eugen Stillfried Bd. 11 Kap. 31 S. 143.

55) Eugen Stillfried Bd. 12 Kap. 60 S. 250.

56) Namenlose Geschichten Bd. 2 Kap. 23 S. 59.

57) Namenlose Geschichten Bd. 2 Kap. 23 S. 63.

58) Namenlose Geschichten Bd. 1 Kap. 4 S. 41.
59) Namenlose Geschichten Bd. 3 Kap. 52 S. 196.
60) Namenlose Geschichten Bd. 1 Kap. 19 S. 265.
61) Namenlose Geschichten Bd. 2 Kap. 37 S. 245.
62) Karl Gutzkows ausgewählte Werke herausgegeben von H. H. Houben, Leipzig, Max Hesses Verlag, Einleitung.
63) Joh. Proells: „Das junge Deutschland", Stuttgart 1892.
64) August Caselmann, Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Diss. München 1900, S. 34 ff.
65) Vorwort zur ersten Auflage der Werke 1850.
66) Jul. Schmidt: „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit", 1871, N. F. S. 422 ff.
ders. „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit", Berlin 1886, 5. Bd. S. 445.
67) Die Grenzboten, Zeitschrift für Politik und Literatur, Hrsg. Kuranda-Jul. Schmidt-Gustav Freytag, Verlag F. L. Herbig, Leipzig, Jahrgänge 1850/51.
68) Dovifat, Emil: Zeitungslehre I Bd. 2 S. 51.
69) Heller, Robert, übernahm ab September 1849 an Stelle von Gervinus die Schriftleitung der Deutschen Zeitung, bei deren Eingehen er sich 1850 nach Berlin, im Jahre 1851 nach Hamburg wandte (vgl. auch 13).
70) In Nr. 87 des Leipziger Literaturblattes vom 26. August 1842 äußert sich Wolfgang Menzel folgendermaßen über die „Novellen aus dem Süden": „Diese Novellen gehören zu den besseren. Sie bezwecken, den reizenden Kontrast zwischen den südlichen und nordischen Charakteren aufzufassen. Der Dichter geht von dem Satz aus: „Wie schön ist es, im Winter sich an den Frühling zu erinnern!" (und im Norden an den Süden)."
71) Novellen aus dem Süden, „Die Sklavin" S. 7/8.
72) Novellen aus dem Süden, „Die Sklavin" S. 19/20.
73) Novellen aus dem Süden, „Der Pascha" Kap. 7 S. 173.
74) vgl. Kap. 1 S. 9.
75) Eckert, Gerhard: Der Zeitungsroman von heute, Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1937 S. 6.

Lebenslauf

Ich, Rudolf Hackmann, wurde am 30. Juni 1905 als Sohn des Kaufmannes Hermann Hackmann und seiner Ehefrau Martha geb. Blieffert zu Parchim i. M. geboren.

Nach Absolvierung des humanistischen Friedrich-Franz-Gymnasiums dortselbst kam ich 1924 in die kaufmännische Lehre nach Hamburg. Da ich mich — meiner Neigung entsprechend — schon früh mit schriftstellerischen Versuchen beschäftigt hatte, begann ich im Jahre 1927 für sechs Semester als Werkstudent in Berlin und in Freiburg Germanistik und Englisch zu studieren und arbeitete im übrigen als Auslandskorrespondent und Propagandist eines großen Unternehmens der Industrie zu Berlin Als ich diese Stellung der wirtschaftlichen Verhältnisse wegen Ende 1931 aufgeben mußte, betätigte ich mich als Mitarbeiter von Zeitungen, bis es mir dank strebsamer Unterstützung durch meine Frau — ich bin seit 1934 verheiratet — im Jahre 1935 möglich war, das Studium wieder aufzunehmen, um es auf dem Gebiet der Zeitungskunde zum Abschluß zu bringen.

Die Anregung zu meiner Dissertation verdanke ich Herrn Prof. Dr. Dovifat. Ich hörte in Berlin bei den Herren Professoren Brandl, Dibelius und Petersen, hörte und arbeitete zu Freiburg im Seminar bei den Herren Professoren Wilhelm und Witkop. Vom Herbst des Jahres 1935 ab förderten meine Arbeit die Herren Professoren Dovifat, Koch und Schirmer, denen ich für ihre freundliche Unterstützung zu größtem Dank verpflichtet bin.